



KDA

Kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt

JOURNAL

Schwerpunkt

MUT

Ausgabe

#3

2 **Vorwort**
Gudrun Nolte-Wacker

Mut zum Denken

4 **Hab Mut, die Angst zu besiegen, um der Furcht zu begegnen: Wider eine Ökonomie der Angst**
PD Dr. Ralf Ptak

10 **Motor des Lebens**
Dr. Stefan Atze

16 **Mut – eine Skizze**
Pastorin Renate Fallbrüg

Mut zum Handeln

18 **Guter Rat für den Betrieb**
Heike Riemann

22 **»Ihr könnt nicht? Wir können!«**
Angelika Kähler

26 **Mutig oder eher verrückt?**
Christian Peters

30 **»Könnte besser sein«**
Rüdiger Schmidt

32 **Altes Silber, neues Leben**
Kerstin Albers-Joram im Gespräch mit Maxi Hänsch

34 **Rückkehr der Helden**
Ulrich Ketelhodt

Mut zum Glauben

36 **»Warum sollt' ich mich denn grämen?«**
Pastor Harald Schrader

40 **Der Mut, den Armen zu begegnen**
Pastor Dr. Jürgen Kehnscherper und Pastor Oliver Stabenow

44 **»Segnen, darf das jeder?« – Eine Ermutigung**
Pastorin Franziska Wells

46 **»Im Glauben gewagt«**
Gastbeitrag von Bischof Dr. Hans-Jürgen Abromeit

50 **Das KDA-Team**

52 **Impressum**

Mut tut gut!

Liebe Leserinnen und Leser,

»Mut« ist für den KDA das Leitwort im Jahr 2016. Als wir uns dafür entschieden, wussten wir nicht, welche Bedeutung das Wort in diesem Jahr bekommen wird. Trotz berechtigter Sorge um die aktuellen Entwicklungen – Flucht, Rechtspopulismus, Terror – brauchen wir Mut, um in einer kritischen Zeit unsere Ängste zu überwinden und besonnen zu handeln.

Mut begegnet uns in diesem Journal in vielen Facetten: Wir werden das Wort »Mut« erkunden, Mut finden und Mut zeigen – im Denken und im Handeln. Mut meint auch Emanzipation und Aufklärung. Der deutsche Philosoph Immanuel Kant formulierte es so: »Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!« Denn nach Kant ist es für viele Menschen bequemer, andere für sich denken und entscheiden zu lassen und sich damit der Verantwortung für das eigene Handeln zu entziehen. Kant, der große Denker der Aufklärung, mutet uns zu, sich den folgenden Fragen zu stellen:

Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen?

Anhand dieser drei Kategorien liest sich unser Journal: Wissen, Handeln und Glauben.

Habe Mut zum Wissen!

Es bedarf des Mutes, um sich in einer komplexen und sich rasant verändernden Welt nicht mit Scheuklappen zu

bewegen oder im Schwarz-Weiß-Muster zu denken. Probleme, Konflikte und Ungerechtigkeit müssen benannt werden! Der einführende Artikel »Wider eine Ökonomie der Angst« spannt einen Bogen von der Angst über die Furcht hin zum Mut. Der Beitrag über Mut als »Motor« authentischen und engagierten Lebens spürt den Fragen nach, warum es so schwer ist, mutig zu sein, und wie Mut in protestantischer Sicht die Möglichkeit zum Handeln durch Glaubensgewissheit geben kann. Es folgt eine Einladung, der Kategorie Mut nachzugehen, eine »Landkarte« für die Spurensuche: Was ist eigentlich Mut?

Habe Mut zum Handeln!

In Arbeitswelt und Wirtschaft geht es – direkt oder indirekt – immer auch um die Verantwortung von und für Menschen. Sie muss wacker wahrgenommen und in Rücksicht auf Schöpfung und gerechte Teilhabe verwirklicht werden! Betriebsräte tragen Verantwortung in besonderer Weise. Mit Sorge beobachtet der KDA, dass diese Institutionen nicht mehr überall selbstverständlich sind, obwohl sie ein wichtiger Partner in einer Wirtschaftsdemokratie sein können. Deshalb lautet der Titel unseres Beitrags: »Guter Rat für den Betrieb«.

Zudem finden Sie in der Kategorie »Handeln« Beispiele, die Mut machen, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen – wie es die griechischen Arbeiterinnen und Arbeiter

von Vio.Me tun. Lassen Sie sich begeistern vom Mut und der Eigeninitiative der Beschäftigten! Auch in Mecklenburg-Vorpommern sind die Menschen mutig: Die Etablierung von Dorfläden, die Gründung von Genossenschaften, überhaupt die Wiederbelebung der Dörfer zeugen davon. Das Konzept der »Solidarischen Ökonomie« macht Mut.

»Könnte besser sein« ist oft die Antwort auf die Frage: »Wie geht es Ihnen am Arbeitsplatz?« Der Beitrag mit diesem Titel zeigt, welchen Mut es zu Veränderungen unter den Bedingungen autoritärer Führung braucht.

Und wie mutig muss frau sein, um einem Traditionsunternehmen neues Leben zu geben? Das erfahren Sie im Interview mit einer Galvaniseurmeisterin in Hamburg. Aber auch auf dem Land gibt es »Heldinnen und Helden«, die Hürden überwinden, um ihre Ideen zu verwirklichen.

Habe Mut zum Glauben!

Eine bessere Welt beginnt nicht erst in der Zukunft, sondern im Hier und Jetzt im Angesicht Gottes und der Menschen: durch unser beherztes Handeln im Vertrauen auf Gottes Gegenwart und die Botschaft des Evangeliums. Der Beitrag »Warum sollt' ich mich denn grämen?« beschreibt, wie der Dichter Paul Gerhardt, Schöpfer bekannter Lieder im Evangelischen Gesangbuch, in einer Welt von Zerstörung, Aufruhr und persönlicher Gefährdung mutig und beharrlich blieb und so zu einem Vorbild für Glaubensmut wurde.



Die Bibelarbeit zur Lazarusgeschichte befasst sich mit der Frage: »Was schulden wir den Notleidenden dieser Welt?« Und am Ende des Journals finden Sie eine Ermutigung, Religion und Glauben in den Arbeitsalltag zu integrieren – am Beispiel der Aussegnung von Verstorbenen im Pflegeheim. Mut bedeutet hier, selbstbewusst und zugleich sensibel zu handeln.

Besonders freuen wir uns über den Gastbeitrag von Bischof Dr. Abromeit, der die Ethik Dietrich Bonhoeffers beleuchtet: »Im Glauben gewagt«.

Auch der KDA lässt sich in seiner Arbeit von Mut inspirieren, und wir erleben immer wieder mutige Menschen in den Arbeitswelten. Dies und unsere christlich-protestantische Prägung ermöglichen es uns wiederum, andere zu bestärken, sich mutig ihrem Alltag und Leben zu stellen. Wir sagen: »Sei mutig und stark! Fürchte dich nicht und habe keine Angst. Denn dein Gott ist mit dir in allem, was du tun wirst.« (Josua 1,9)

Wir freuen uns auf Begegnungen und mutige Schritte und wünschen Ihnen eine ermutigende Lektüre.

Ihre

Gudrun Nolte-Wacker
Leiterin des KDA in der Nordkirche

Hab Mut, die Angst zu besiegen, um der Furcht zu begegnen: Wider eine Ökonomie der Angst

Seit der neoliberalen Wende in den 1980er-Jahren prägen Angst und Unsicherheit die Gesellschaft immer mehr – inzwischen bis tief in die Mittelschicht hinein. Das gefährdet den sozialen Zusammenhalt und geht auf Kosten der Schwächeren in der Gesellschaft. Was also ist zu tun, um Angst in Mut zu verwandeln? Und welche Aufgabe haben die Kirchen dabei?

Von PD Dr. Ralf Ptak

Mut gilt gemeinhin als Charaktereigenschaft, als eine Haltung oder – etwas altmodischer formuliert – als eine Tugend. Sie hat etwas Vorwärtsschreitendes, etwas Befreiendes, aber ist nicht selten auch mit bornierter Konfrontation oder gar mit Wahnsinn verbunden. Um mutig zu sein, bedarf es eines Gefühls der Gewissheit, dass das geplante Handeln richtig ist. Es braucht also eine innere Überzeugung und – wenn wir nicht von Übermut oder Hochmut mit überzogener Wagnisbereitschaft sprechen – ein gewisses Maß an reflektiertem Wissen, das uns als Individuum oder gesellschaftliche Gruppe mutig werden lassen kann. Aber was hindert uns daran, mutig oder couragiert zu sein, um die vielen als richtig erkannten Dinge tatsächlich anzupacken? Wir reden vor dem Hintergrund von Klimawandel, zunehmender globaler Ungleichheit, wachsenden Migrationsbewegungen und einer durch übermäßigen Konsum entseelten, kaum mehr empathischen Gesellschaft von der Notwendigkeit einer Großen Transformation, die unsere Wirtschafts- und Lebensweise auf den Kopf stellen soll. Aber

zugleich stellen wir fest, dass das politische und wirtschaftliche Handeln dieser Notwendigkeit kaum gerecht wird. Fehlt uns der Mut?

Die Überwindung der Angst ist die Bedingung, um mutig sein zu können.

Damit kommen wir zur Angst, die gewissermaßen einen zeitlosen Dualismus mit dem Mut bildet, auch wenn sich die Ausprägungen von Mut und Angst in ständiger kultureller und zeitgeschichtlicher Bewegung befinden. Die Überwindung der Angst ist die Bedingung, um mutig sein zu können. Denn Angst ist ein Gefühl der Bedrohung und der Hilflosigkeit, das uns lähmt und zumeist passiv sein lässt. »Angst essen Seele auf« heißt der Titel von Rainer Werner Fassbinders Film von 1974, in dem das in doppelter Hinsicht ungleiche Paar Emmi und Ali die vermeintlich sichere Welt der »Normalos« durcheinanderwirbelt und allein durch ihr Sein bedrohliche Existenzängste ihres sozialen Umfelds hervorbringt. Angst kennt keine Gesetzmäßigkeit, denn sie ist ein »Gefühl der Gefährdung des eigenen Selbst«.¹ Mangelndes Wissen und Uninformiertheit oder die Resignation vor Komplexität spielen dabei eine große Rolle, auch wenn sie das Phänomen sicherlich nicht allein erklären können. Wichtig bei der Auseinandersetzung mit der Angst ist allerdings eine Unterscheidung zwischen Angst und Furcht, die

¹ Guy Kirsch (2005): Angst vor Gefahren oder Gefahren durch Angst? Zur politischen Ökonomie eines verdrängten Gefühls, Zürich: Verlag NZZ, S. 12.

wir dem Philosophen und Theologen Søren Kierkegaard zu verdanken haben. In seinem Text »Begriff der Angst« von 1844 differenziert Kierkegaard zwischen den beiden Begriffen und schafft damit gleichermaßen eine zweckmäßige wie gebrauchswertorientierte Unterscheidung. Angst beschreibt darin ein abstraktes, nicht exakt definierbares, diffuses wie bedrohliches Gefühl, das in gesteigerter Form zur Lähmung und Handlungsunfähigkeit führen kann. Wie bei der Figur Josef K. in Franz Kafkas berühmtem Romanfragment »Der Prozeß«, als K. verzweifelt versucht, den Gehalt des gegen ihn gerichteten Vorwurfs zu erfassen, gewissermaßen um aus der unberechenbaren Angst etwas Greifbares werden zu lassen, dem er begegnen kann. Denn Furcht hat eine konkrete Gestalt, etwas Gegenständliches, sodass eine Handlungsreaktion möglich wird.

Mut und Angst in der Ökonomik

Was haben diese Kategorien nun mit dem komplexen System der Wirtschaft zu tun? Bevor wir uns der Frage annähern, müssen wir zunächst die reale Ökonomie und die ökonomische Theorie, also die Ökonomik, unterscheiden. In der Ökonomik oder den Wirtschaftswissenschaften gibt es zwar grundsätzlich verschiedenste theoretische und methodische Ansätze, aber in den letzten Jahrzehnten eine monistische Engführung, die dennoch überaus wirkungsmächtig geworden ist. In der internationalen Diskussion wird dieser maßgebliche Zweig der Wirtschaftswissenschaft als Orthodoxie oder allgemeiner als Mainstream bezeichnet, während das Sammelbecken alternativer Ansätze unter dem Begriff der Heterodoxie zusammengefasst wird.² Wir reden hier vom Mainstream, in dem die Disziplin als reine Rationaltheorie, als Theorie rationalen Handelns, aufgefasst wird. Die Annahme bedingungsloser Rationalitäten bestimmt die Modellierung vermuteter Kausalzusammenhänge in der orthodoxen Ökonomik. Insbesondere im zugrunde liegenden Menschenbild des »homo oeconomicus« wird das Individuum als rationaler Nutzenmaximierer mit feststehenden Präferenzen definiert. Gefühle oder Haltungen spielen in diesem Denksystem im Prinzip keine Rolle, zumindest explizit.

Implizit arbeitet die ökonomische Theorie sehr wohl mit den Kategorien von Mut und Angst, die in den zentralen Begriffen der Unsicherheit und des Risikos bzw. der Risikobereitschaft enthalten sind. Unsicherheit umschreibt die Möglichkeit veränderter Wirkungsketten, wenn sich in Modellen zugrunde gelegte Einflussfaktoren auf ökonomische Prozesse

² Vgl. Ralf Ptak (2015): Sozioökonomie als zukunftsorientierter Ansatz einer heterodoxen Wirtschaftswissenschaft?, in: Arne Heise/Kathrin Deumelandt (Hrsg.), Ökonomie und Gesellschaft, Jahrbuch 27: Sozialökonomie – ein Zukunftsprojekt, Marburg: Metropolis, S. 81–108.

verändern. Das zeigt sich insbesondere in der Finanz- und der folgenden Wirtschaftskrise seit 2008, die erneut deutlich gemacht hat, dass ökonomische Prognosen großer Unsicherheit ausgesetzt sind, sodass Fehlentwicklungen nicht, in jedem Fall nicht ausreichend erkannt und identifiziert wurden, um rechtzeitig gegensteuern zu können – soweit es überhaupt gewollt ist. Unsicherheit kann folgenreiche Angst und Furcht produzieren, die auf das unmittelbare Handeln der Wirtschaftssubjekte einwirkt, wenn bspw. Menschen Angst bekommen, dass ihre Sparguthaben verloren gehen, sodass ein allgemeiner Banken-Run einsetzt, der das Bankensystem aushebeln kann. Auch der Risikobegriff ist ohne die Welt der Gefühle nicht handhabbar, denn Risiken können ängstliche Schockstarre bewirken und z.B. die unverzichtbare Investitionsbereitschaft einer Volkswirtschaft erlahmen lassen, wobei mutige Risikobereitschaft genauso gut erfolgreiche Innovationsprozesse in Gang setzen kann.

Aber auch innerhalb der ökonomischen Orthodoxie ist eine allmähliche Öffnung sowohl im Menschenbild als auch in der ökonomischen Handlungstheorie zu konstatieren. Das ist umso wichtiger, als durch die fortschreitende Ökonomisierung der Gesellschaft und sogar des menschlichen Seins das ökonomische Denken immer maßgeblicher wird. Deshalb ist es zu begrüßen, wenn führende, hier vor allem US-amerikanische Vertreterinnen und Vertreter des Mainstreams wie Robert J. Shiller, Georg A. Akerlof oder Rachel E. Kranton dem ökonomischen Handeln der Menschen realistischere Antriebskräfte und Emotionen als Grundlage zuschreiben und für die Theoriebildung zugrunde legen.³ Dabei werden die Erkenntnisse anderer Fachdisziplinen wie der Soziologie, der Neurowissenschaft oder Sozialpsychologie hinzugezogen, so wie es die Heterodoxie seit Langem einfordert.

Die Mut nehmende Angst der Realökonomie

Der moderne Kapitalismus, wie er sich seit dem 18. Jahrhundert über die Welt verbreitet hat, ist ein dynamisches System mit permanenten Veränderungen und daraus erwachsenden Herausforderungen für die Individuen, das neben Wohlstand und Einkommen (für manche auch Reichtum) eine Vielzahl an Ängsten und Unsicherheiten produziert. Deshalb entwickelte sich zum Ende des 19. Jahrhunderts die mutige Idee (und wurde bisweilen zu gesellschaftlicher Praxis), einen Sozialstaat zu schaffen, der mit seinem System sozialer Sicherheit diese Ängste eindämmt und zumindest ein gewisses Maß an gesellschaftlichem Zusammenhalt

³ Vgl. Georg A. Akerlof/Robert J. Shiller, (2009): Animal Spirits. Wie Wirtschaft wirklich funktioniert, Frankfurt/New York: Campus; Georg A. Akerlof/Rachel E. Kranton (2011): Identity Economics. Warum wir ganz anders ticken, als die meisten Ökonomen denken, München: Hanser.

gewährleistet. Dazu bedurfte es der Einsicht, dass auf die Dauer kein produktives Wirtschaftssystem ohne diesen Zusammenhalt auskommen kann.

Hatte die Vernunft nach zwei Weltkriegen und dem Holocaust zunächst gesiegt und zumindest in den Industriestaaten durch einen entwickelten Sozialstaat die Angst vor dem Abstieg in den Hintergrund gedrängt und den Mut zur Emanzipation befördert, sind mit der neoliberalen Wende seit den 1980er-Jahren sukzessive die Unsicherheit und Angst zurückgekehrt. Der wissenschaftliche wie der politische Neoliberalismus befördern explizit ein System, das auf Unsicherheit und Ungleichheit gegründet ist, weil angenommen wird, dass kooperative und solidarische Systeme die Leistungsbereitschaft und Wettbewerbsfähigkeit einer Volkswirtschaft in toto erlahmen lassen und damit der Wohlstand sinkt. Nach 30 Jahren zeigt sich, dass wir in einer »Gesellschaft der Angst«⁴ leben, die nicht allein die seit jeher Marginalisierten betrifft, sondern die sich – zumindest in Deutschland und Europa – bereits tief in die Mittelschichten hineingebohrt hat. Die Ursachen dieser Entwicklung zu einer entmutigenden Angstgesellschaft liegen in einer Mischung aus den Folgen der neoliberalen Politik und Ideologie im Zusammenspiel mit dem fundamentalen technologischen Wandel der digitalen Revolution. Dabei können wir fünf zentrale, die Angst beschleunigende und Mut behindernde Trends unterscheiden:

(1) Der seit den 1980er-Jahren durch das »Beschäftigungsförderungsgesetz«, die sogenannten Hartz-Reformen und die weitere Liberalisierung der Zeitarbeit sukzessive deregulierte Arbeitsmarkt hat Unsicherheit und Abstiegsängste befördert. Der Soziologe Heinz Bude schreibt dazu: »Die Leistungsgesellschaft braucht eine Erfolgskultur, die Gewinner prämiert, ohne Verlierer herabzuwürdigen. Sonst produziert die Angst das Nachsehen zu haben, nur Resignation und Verbitterung.«⁵ Tatsächlich ist diese soziale Mobilität kaum mehr vorhanden. Der Trickle-down-Effekt⁵ scheint Geschichte zu sein, denn das gebremste, aber weiterhin vorhandene Wirtschaftswachstum kommt ganz überwiegend bei den oberen Gehaltsgruppen an, während die Prekarisierung mit niedrigen Einkommen und unsicheren Beschäftigungsbedingungen immer weiter um sich greift.⁶ Das betrifft auch Menschen mit hoher Qualifikation, wie an der steigenden Zahl akademischer Solo-Selbständiger mit Stundenlöhnen unterhalb des Mindestlohns abzulesen ist.⁷ Die »Angst vor der Mindereinschätzung«, von der Theodor

Geiger im Hinblick auf die Abstiegsängste des Mittelstandes bereits während der Weltwirtschaftskrise 1930 sprach, hat in den letzten Jahren ein neues quantitatives wie qualitatives Ausmaß angenommen.



(2) Diese Angst vor dem sozialen Abstieg ist durchaus real, da sich eben zeigt, dass der von Ulrich Beck in den 1980er-Jahren proklamierte Fahrstuhleffekt, nach dem alle Bevölkerungsteile vom sozioökonomischen Aufwärtstrend profitieren, nicht mehr funktioniert. Tatsächlich haben die sozioökonomische Ungleichheit und die Armutsgefährdung in Deutschland trotz der recht stabilen konjunkturellen Entwicklung in den letzten Jahren kaum abgenommen bzw. sind sogar bei einzelnen Indikatoren weiter angestiegen.⁸ Zudem täuscht die gern bemühte Rekordzahl von 43,14 Millionen Erwerbstätigen (12/2015) darüber hinweg, dass der Beschäftigungszuwachs insbesondere im Bereich des Niedriglohnssektors, bei befristeten Beschäftigungsverhältnissen oder als Teilzeitbeschäftigung erfolgt ist. Wenn aber schon in prosperierenden Zeiten die soziale Kluft wächst, ist man kein Fatalist, wenn man unterstellt, dass unter absehbar schlechteren ökonomischen Rahmenbedingungen diese Kluft noch größer werden wird. Die neuen sozialen Herausforderungen durch Flüchtlinge, Migrantinnen und Migranten und der sich in diesem Zusammenhang abzeichnende Ressourcenkonflikt werden die Ängste vor dem sozialen Abstieg aller Voraussicht nach verschärfen und ideologisch aufladen.

(3) Die Abstiegsängste und Anerkennungsverluste durch flexible Arbeitsmärkte in Verbindung mit dynamischem, technischem Fortschritt verstärken sich für den oder

die Einzelne(n) noch einmal dadurch, dass soziale Gruppenbindungen fortschreitend in Auflösung sind. Denn der ins Alltagsbewusstsein vorgedrungene »negative Individualismus« (Robert Castel) der neoliberalen Sozialphilosophie hat den emanzipatorischen Individualismus für viele Menschen zu einer (selbst)zerstörerischen Eigennutzhaltung transformiert. Kollektive Lösungen gelten demnach selbst für Abstiegsbedrohte und Anerkennungsverlierer als obsolet, denn Interventionsstaat oder Gewerkschaften sind nach dem neoliberalen Zeitgeist-Neusprech Erscheinungen einer überkommenen Zeit. Im Hyper-Individualismus degeneriert Leistung zum Hype, während Arbeitsschutz, Umverteilung oder sozialer Ausgleich »bestenfalls als nostalgisch, meistens jedoch als naiv oder verbohrt«⁹ betrachtet werden. So bleiben die Menschen oftmals mit ihren Ängsten allein und verlieren den Mut, ihr Leben mit anderen in die Hand zu nehmen.

(4) Bei dem Bedrohungsgefühl, das die entgrenzte Globalisierung auslöst, geht es nicht in erster Linie um die vielbeschworene »neue Unübersichtlichkeit« (Jürgen Habermas) oder die kaum nachvollziehbare Komplexität der Verhältnisse. Vielmehr befördert das globale System der Standortkonkurrenz eine Angst vor den ökonomisch stark aufschließenden Schwellenländern wie Mexiko, Brasilien, Südafrika, Indien, aber vor allem China. Deren in rasantem Tempo wachsende Mittelschichten sind in einer Denkwelt der Konkurrenz eine reale Bedrohung für die deutsche respektive europäische Mittelschicht, deren dynamische Zeiten zu Ende gehen könnten und vermutlich auch werden, mindestens aber mit den aufstrebenden Beschäftigtengruppen des Südens zu teilen sind. Ein Ausdruck dieser Ängste sind die geradezu übersteigerten Bildungsanstrengungen von Eltern der gesellschaftlichen Mitte, die ihre Kinder fast um jeden Preis fit für den globalen Wettbewerb der Zukunft machen wollen und dabei immer mehr auf private Bildung setzen, die zugleich die soziale Spaltung der Gesellschaft befördert.¹⁰

(5) Die dritte industrielle Revolution, die aktuell in Deutschland unter dem Begriff »Industrie 4.0« firmiert, sorgt dabei für eine weitere Entgrenzung der Raum-Zeit-Dimensionen und damit für neue Organisationsstrukturen der Unternehmen, steigende Produktivität und einen neuen Rationalisierungsschub. In Bezug auf Arbeit und Qualifikation bedeutet dies, dass Fähigkeiten und Kenntnisse in kurzer Frist entwertet sein können. Das ist zwar historisch betrachtet bereits seit der ersten industriellen Revolution

ein grundsätzlicher Trend, der sich nun allerdings nochmals beschleunigt und in neue soziale Schichten reicht. Diese potenzielle Entwertung betrifft nunmehr nicht allein un- und angelernte Tätigkeiten, sondern trifft den Kern der mittleren Schichten: qualifizierte Facharbeiter und Angestellte, Akademiker in Beratungs- und Lehrenden Berufen, Freiberufler aller Art. Die unausgesprochene, aber dennoch empfangene Botschaft dieses Trends ist: Tätigkeiten, die heute Wohlstand und Status sichern, können morgen wertlos sein. So entsteht eine »Paradoxie von Privilegiertheit und Verwundbarkeit«,¹¹ die nun auch der Mittelschicht den Boden unter den Füßen wegzureißen droht.

Ängste und ihre bedrohlichen Rückwirkungen auf die Gesellschaft

All diese Ängste bergen großen sozialen Sprengstoff in sich und gefährden den sozialen Zusammenhalt der Gesellschaft. Sie befördern eine Zunahme »gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit«, wie die renommierte Forschergruppe um Wilhelm Heitmeyer verschiedene Formen

Die Finanz- und Wirtschaftskrise seit 2008 hat die sozialen Abstiegsängste in Deutschland weiter verstärkt.

wachsender Vorurteile bezeichnet.¹² Die Befunde der letzten Jahre – also noch vor der aktuellen Diskussion über die Flüchtlinge – sind bisweilen erschreckend: Die Finanz- und Wirtschaftskrise seit 2008 hat die sozialen Abstiegsängste in Deutschland weiter verstärkt. Immer mehr Menschen sind davon überzeugt, dass wir uns Gerechtigkeit, Solidarität und Fairness für alle nicht länger leisten können. Die Vorstellung von der Gleichwertigkeit der Menschen ist offenbar keine Selbstverständlichkeit mehr. Zwar sind in den letzten Jahren fremdenfeindliche und sexistische Vorurteile leicht zurückgegangen (von einem allerdings hohen Niveau) und antisemitische Vorurteile stagnieren. Auch konstatiert die neueste Untersuchung zu rechtsextremen Einstellungen von Alexander Zick und Anna Klein (ebenfalls Universität Bielefeld) von 2014 einen Rückgang der Zustimmungen, die ein geschlossenes rechtsextremes Weltbild dokumentieren.¹³ Das bedeutet allerdings nicht, dass irgendeine Form der Entwar-

⁴ Heinz Bude (2014): Gesellschaft der Angst, Hamburg: HIS-Verlag.

⁵ Die sog. Durchsickereffekte gehen von der Annahme aus, dass durch Kapitaltransfers induzierte Wachstumsprozesse grundsätzlich positive Einkommenseffekte für alle auslösen, sodass sich die Lebensverhältnisse auch der ärmsten Gesellschaftsschichten verbessern.

⁶ Zur Diskussion um die Verteilungsentwicklungen national/international vgl. Peter Bofinger/Gustav A. Horn et. al. (Hrsg.) (2015): Thomas Piketty und die Verteilungsfrage. Analysen, Bewertungen und wirtschaftspolitische Implikationen für Deutschland, SE Publishing.

⁷ Karl Brenke (2013): Allein tätige Selbständige: starkes Beschäftigungswachstum, oft nur geringe Einkommen, DIW-Wochenbericht Nr. 7, S. 3–16.

⁸ Vgl. z. B. Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband Gesamtverband e. V. (Hrsg.) (2016): Zeit zu handeln. Bericht zur Armutsentwicklung in Deutschland 2016, Berlin; Timm Bönke/Holger Lüthen (2014): Lebenseinkommen von Arbeitnehmern in Deutschland: Ungleichheit verdoppelt sich zwischen den Geburtsjahrgängen 1935 und 1972, DIW-Wochenbericht Nr. 49, S. 1271–1277.

⁹ Bude, a. a. O., S. 73 f. (Fußnote 4).

¹⁰ Vgl. Kathrin Aghamiri/Ralf Ptak (2013): Privatisierungstrends an allgemeinbildenden Schulen – eine ökonomisch-pädagogische Bestandsaufnahme, in: Christian Palentien/Aydin Gürlevik (Hrsg.): Privatschulen versus staatliche Schulen, Wiesbaden: Springer VS, S. 279–296.

¹¹ Bude, a. a. O., S. 81. (Fußnote 4).

¹² Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.) (2010): Deutsche Zustände. Folge 8, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

¹³ Alexander Zick/Anna Klein (2014): Fragile Mitte – Feindselige Zustände, im Auftrag der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf.

nung gegeben werden kann: Die neue Welle der Angst führt dazu, dass insbesondere die Solidarität mit den Schwachen als nicht mehr leistbar interpretiert wird und gleiche Rechte für alle infrage gestellt werden.

Bemerkenswert ist, dass die »Ideologie der Ungleichwertigkeit« gerade in der Mitte der Gesellschaft Platz gegriffen hat. Heitmeyers Forschergruppe spricht deshalb von einem Trend zur »rohen Bürgerlichkeit« und einer »Entkultivierung des Bürgertums«, das aus Angst vor dem Abstieg demokratische und ethische Grundsätze über Bord wirft und gesellschaftliche Gruppen, die scheinbar »nutzlos« sind, abwertet. Hier zeigt sich eine Radikalisierung des neoliberalen Alltagsdenkens, das im Zuge der ökonomischen Durchdringung fast aller Lebensbereiche dazu geführt, alles und jeden in der Gesellschaft nach ökonomischen Effizienzkriterien zu bewerten. Wer keinen ökonomischen Nutzen hat – Menschen mit Handicap, Flüchtlinge ohne unmittelbar verwertbare Qualifikation –, muss sehen, wie er oder sie selbst klarkommt. Diese Entwicklung bezeichnen Zick und Klein als »marktförmigen Extremismus«, der deutlich mit »gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit« korreliert und bisweilen gar mit extrem rechten Einstellungen. Wir haben es also mit einer Melange aus radikalisiertem neoliberalen Denken in Gestalt eines Markt- und Wettbewerbsfetischismus, einer Reihe von Vorurteilen und Ressentiments und der Neigung zu autoritären Strukturen und Gewalt zu tun.

Aus Angst wird Furcht wird Mut

Wir können also sehen und erleben, was passiert, wenn sozioökonomisch bedingte Ängste auf eine sozialdarwinistische Alltagskultur und tiefsitzende Vorurteile treffen. Es geht letztlich um nicht weniger als die Bewahrung der Demokratie und eines zivilisatorischen Bodens dieser Gesellschaft. Sicherlich kann man diese Ängste nicht einfach wegreden. Aber wie können wir dieser gefährlichen Verrohung entgegenwirken und was können wir tun, dass aus Angst tatsächlich Mut wird, um die Probleme und Herausforderungen anzupacken, statt sie auf die Schwachen zu projizieren?

Dabei haben die Kirchen schon aufgrund ihrer Sozialstruktur eine große Verantwortung. Schließlich repräsentieren die evangelischen Landeskirchen in ihrer Mitgliedschaft in besonderer Weise die Mittelschicht der Gesellschaft. Verantwortung zu übernehmen hieße, sich den genannten Fragen auch in der Kirche zu stellen, indem die hier diskutierte

Angst in einem ersten Schritt zum ernsthaften Gegenstand einer kritischen Selbstreflexion wird. Das bedeutet, diese Ängste offen anzusprechen und sie in den Kontext ihrer gesellschaftlichen, auch ökonomischen Ursachen zu stellen. Es gilt, der Angst ihren bedrohlichen Schleier der Unkenntnis zu entreißen, um das Gefühl der Bedrohung in eine Haltung der konkreten Furcht zu transformieren. Auch Furcht ist kein wünschenswerter Zustand, aber in der Unterscheidung von Kierkegaard bedeutet es, der diffusen Beklemmung eine konkrete Gestalt zu geben und damit die Möglichkeit zu erlangen, handlungsfähig zu werden. Mut bedeutet dann, sich dafür einzusetzen, dass die Ursachen der Furcht eingedämmt oder beseitigt werden.

Wer keinen ökonomischen Nutzen hat, soll zusehen, wie er klarkommt – das ist »marktförmiger Extremismus«.

Im Konkreten heißt das: Wir müssen genauer die sozioökonomische Realität wahrnehmen, analysieren und auch öffentlich bewerten. Wer von sozialer Gerechtigkeit redet, sollte auch von gerechter Verteilung sprechen, z. B. in der Steuerpolitik oder bei den Vermögen. Das ist nicht unmöglich, sondern notwendig, um die Gesellschaft als Ganzes lebensfähig zu halten. Gleiches gilt für den intervenierenden Staat, der eben doch manches besser kann als der private Markt, jedenfalls für die Interessen der Mehrheit in der Gesellschaft. Und es gilt auch zu fragen: Wem nützt die Politik der »Schwarzen Null«, also das Dogma, das dem staatlichen Schuldenbau unbedingten Vorrang vor öffentlichen Investitionen einräumt – in jedem Fall nicht den Abgehängten der Gesellschaft oder denjenigen, die vor dem Abstieg Angst haben.

Gerade vor diesem Hintergrund braucht es ein deutliches Signal an die Verunsicherten, dass Angst nicht auf Kosten der Schwachen bewältigt werden darf. Dass die Gesellschaft ohne Solidarität ihren Zusammenhalt verliert und letztlich zusammenbricht oder sich in Gewalt verliert. Es braucht aber zweitens eine scharfe Kritik an der weiterhin wirkungsmächtigen neoliberalen Politik und ihren Fetischen: rigider Ökonomismus, die fatale Priorisierung von Effizienz und Nutzen, die Vergötterung des Marktes, der Wettbewerbswahn. Wir brauchen, ganz wie es der KDA in der Transformationsde-

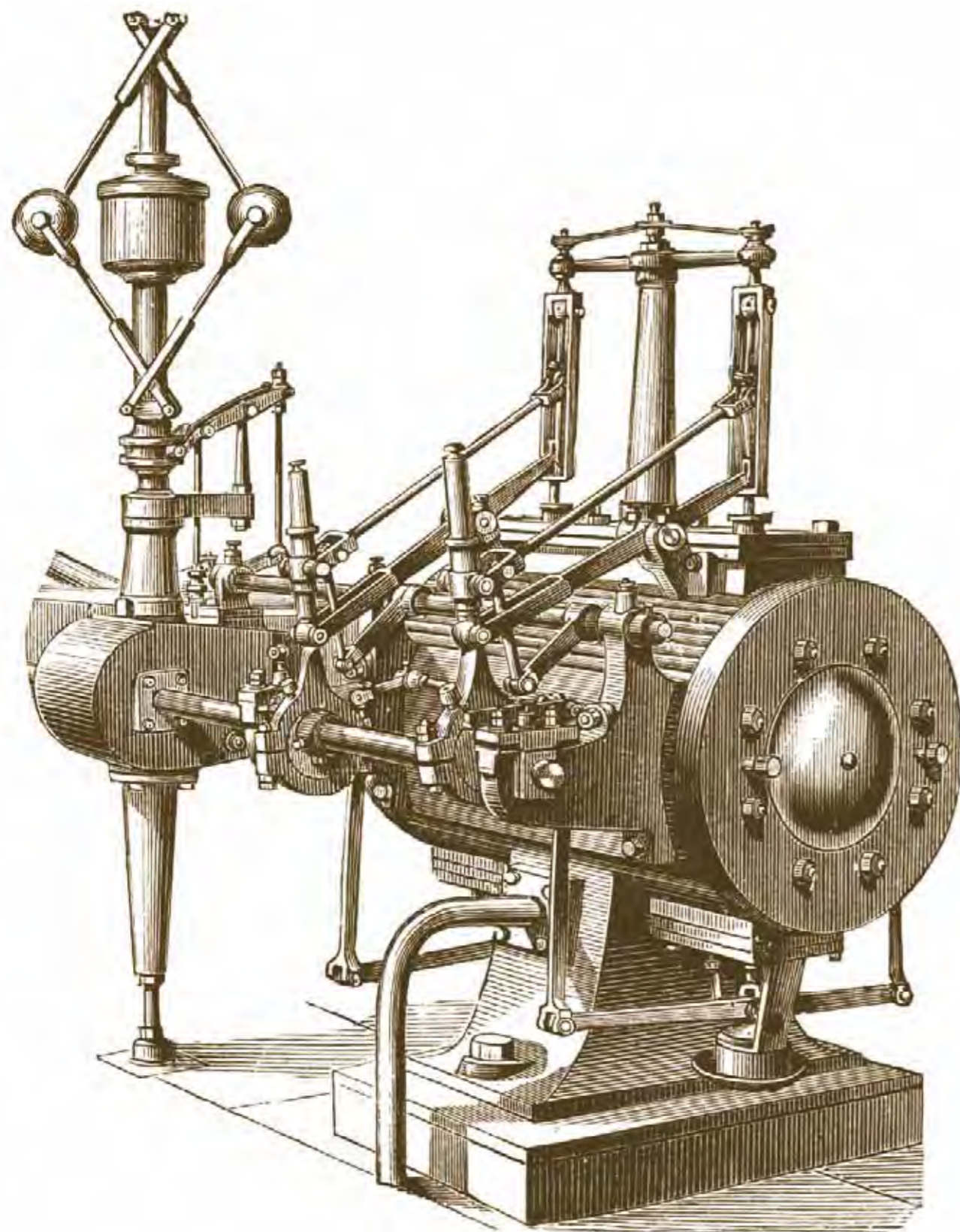
batte formuliert hat,¹⁴ eine in die Gesellschaft eingebettete Ökonomie, die auf Lebensdienlichkeit ausgerichtet und vorsorgend gegenüber Mensch und Natur ist. Das sind zweifelsohne langfristige Aufgaben und Diskussionen. Kurzfristig brauchen wir eine Wirtschafts- und Finanzpolitik, die nicht nur auf die Stabilität von Märkten und die Absicherung von Investoren ausgerichtet ist, sondern allen Menschen eine bedingungslose existenzielle Grundsicherung auf der Basis von Angstfreiheit gewährleistet. D. h. Förderung und soziale Sicherung der Schwachen (Langzeitarbeitslose, junge Arbeitslose mit schlechten Schulabschlüssen, Flüchtlinge, Alte mit geringen Einkommen u. v. m.), ein konsistenter Mindestlohn, der nicht aufgeweicht wird, und eine gut ausgestattete öffentliche Daseinsvorsorge, durch die die Existenz auch der Menschen mit geringen Einkommen dauerhaft gesichert wird.

Neben Bildung und Aufklärung bedarf es aber eines weiteren Schritts, um mutig zu sein. Aus kirchlicher Perspektive bedeutet dies, sich der eigenen Verantwortung und Verwicklung in der Gesellschaft zu stellen. Was heißt das konkret? Als 2014 das Gemeinsame Sozialwort der Kirchen veröffentlicht wurde, das gegenüber seinem Vorläufer von 1997 von merkwürdiger Zurückhaltung in der Bewertung der sozioökonomischen Verhältnisse geprägt war, griff der Sozialethiker Friedhelm Hengsbach genau diese Frage in einem Interview im Deutschlandradio Kultur auf: »Manches, was da gesagt wird, (ist) sehr blass, zum Beispiel gemeinsame Verantwortung. Wer sind denn eigentlich die Akteure, die jetzt verantwortlich sind? Sind es die staatlichen Organe, sind es die Unternehmen, sind es die Unternehmensverbände, die Gewerkschaften, die Medien, vielleicht auch die Kirchen? Seltsamerweise haben die Kirchen sich völlig ausgeblendet aus ihrer eigenen Verantwortung.«¹⁵

Aber wo ist der Platz der Kirchen? Wie groß sind die steuerbasierte Abhängigkeit der Kirchen von der herrschenden Ökonomie und der Wunsch nach unbedingter Anerkennung durch die wirtschaftlichen und politischen Eliten? Das führt zu einem schwer auflösbaren Widerspruch: Kann man in einer sich spaltenden Gesellschaft noch »Kirche für die Armen« sein, wenn man nicht (mehr) »Kirche der Armen« ist? Es wäre mutig, sich dieser Frage in den Kirchen ernsthaft und aufrichtig zu stellen.

¹⁴ KDA und Evangelische Akademie der Nordkirche (2015): »Welt-retten« konkret: Was hindert und was hilft bei der »Großen Transformation«? EPD-Dokumentation zur gleichnamigen Tagung vom 23.–24. 9. 2014 in Hamburg, Nr. 7 vom 10. 2.

¹⁵ http://www.deutschlandradiokultur.de/sozialwort-gut-gemeint-schlecht-gemacht.954.de.html?dram:article_id=278776



Motor des Lebens

Wie bringen wir das, was wir als gut und richtig erkannt haben, mit unserem praktischen Handeln zusammen? Aus lutherischer Perspektive lässt sich dazu einiges sagen. Ein Essay über Mut als wesentliche Antriebskraft für ethisch-moralisches Handeln und ein authentisches wie engagiertes Leben.

Von Dr. Stefan Atze

Kennen Sie diesen kleinen Dialog? »Ich will so bleiben, wie ich bin.« – »Du darfst.« Wer dabei an die Werbung einer Diät-Marke aus den frühen 1990er-Jahren denken muss, hat wahrscheinlich gleich eine Melodie und eine gehauchte Gesangsstimme im Ohr. Dahinter steckt ein Nahrungsmittelkonzern mit seinen »Diätprodukten«, die verlocken, ohne Veränderung der Lebens- und Essgewohnheiten besser zu leben – und eben so zu bleiben, wie man ist. Schlank und gesund *durch* Käse, Butter, Wurst & Co. Doch Hand aufs Herz – wer ist wirklich der Meinung, dass solche Vorhaben ohne Mäßigung, Veränderung, Ausdauer und Anstrengung wie Sport vorstattengehen?

Was hält uns davon ab, die Welt mit aller Kraft zu einem besseren Ort für uns und unsere Kinder zu machen?

Und genau da kommt die kleine selbstbezogene Sorge um die eigene Figur mit dem großen Weltgeschehen zusammen: Flüchtlingskrise, Klimawandel, Folgen der Finanzkrise, fairer Welthandel, gerechte Teilhabe, allgegenwärtige Ökonomisierung etc. lassen sich nicht ohne gemeinschaftliche

Anstrengungen und Veränderungen jenseits der Komfortzone angehen. Vielmehr sind die großen Herausforderungen unserer Zeit Folgen unseres kollektiven Handelns oder gerade Nicht-Handelns. Wir sehen die Welt mit offenen Augen und wissen oft um Ursachen und Folgen unseres Tuns. Doch was hält uns davon ab, die Welt mit aller Kraft zu einem besseren Ort für uns und unsere Kinder zu machen? Sind es Blindheit, Ignoranz oder Egoismus, die verhindern, dass wir uns nachhaltig um die Umwelt bemühen oder einen neuen Gesellschaftsvertrag auf den Weg bringen und für soziale Gerechtigkeit sorgen? Oder ist die Angst übermächtig, das Falsche zu tun oder nichts bewirken zu können?

Es stellt sich die Frage nach dem richtigen Handeln im *Einklang von ethischer Überzeugung und konkreter Verantwortung*, nach dem mutigen authentischen Leben. Aus lutherisch-reformatorischer Perspektive lässt sich einiges sagen, wenn es darum geht, das Gute und Richtige, d. h. den Glauben, mit dem eigenen praktischen Handeln, zusammenzubringen. Es geht um das *authentische oder das christliche Leben im Ganzen* – und den Mut, es zu verwirklichen.¹

Gute Taten als Früchte des Glaubens

Die Frage nach einem guten Leben in Koexistenz mit anderen und als Gemeinschaft ist universell und ein ureigenes Feld, auf dem Religion Antwort und Anleitung gibt. Und eben hier wartet Martin Luther, und damit die protestantische Sichtweise, mit einer überraschenden Deutung auf: Gute Taten – in Luthers Worten »gute Werke« – sind »Früchte des Glaubens«. Dass ein Mensch im ethischen Sinne *gut* handelt, ist eine automatische Folge seines Glaubens oder seiner persönlichen Überzeugungen. Und noch mehr: Bei Verfehlungen wird die Schuld, die Sünde, dem Gläubigen

¹ Vgl. u. a. A. Stegemann, Luthers Auffassung vom christlichen Leben, Tübingen 2014.

von seinem Gott nicht angerechnet. Kurz: Der reine Glaube an das Evangelium bedeutet eine bedingungslose Entlastung, Sünden und moralische Vergehen werden religiös nicht geahndet.² Wenn aber alles pauschal abgegolten ist, nur weil ich glaube, stellt sich eine Frage: Wie ist es aus einer solchen Grundhaltung heraus überhaupt möglich, verbindlich moralisch zu handeln, bzw. ist es überhaupt nötig, ethische Urteile zu fällen? Alle Schuld und Sünden sind mir schließlich bereits vergeben.

Um beim anfänglichen Werbe-Slogan zu den Diät-Produkten zu bleiben, lässt sich der lutherische Zusammenhang von Glauben und moralischem Handeln so charakterisieren: Gute Taten als »Früchte des Glaubens« sind wie eine dauerhafte moralische Diät, bei der man sich an den Früchten als Brotaufstrich labt, um so ein besserer Mensch zu werden – oder zu bleiben. Doch das Durchhaltevermögen und die Konsequenz sind hier wohl zumeist genauso tragfähig wie vielfach bei selbstaufgelegten Diäten. Ein Blick in die Realität zeigt auch, dass dies so nicht unmittelbar aufgeht. Das protestantische Christentum aufs Ganze gesehen zeichnet sich nicht unbedingt durch bessere Taten oder einen höheren moralischen Standard aus als der gesellschaftliche Durchschnitt. Auch die ethischen Prinzipien christlicher Tradition – Zehn Gebote, Nächstenliebe etc. – stoßen spätestens hier als Richtwert in komplexen Entscheidungssituationen von gesellschaftlicher oder globaler Tragweite an ihre Grenzen. So auch vielfach bei den großen Herausforderungen unserer Zeit, die es global und regional zu meistern gilt und die eines gemeinschaftlichen Engagements bedürfen.

Verzweifelt (nicht) man selbst sein wollen

Authentisch zu handeln, also seine moralischen Überzeugungen tatsächlich zu leben, ist nicht einfach. Hier stehen Menschen, die ihr Handeln religiös oder anders begründen, einander in nichts nach. Um den Mechanismus zu verdeutlichen, wie es gelingen kann, nicht immer wieder in die eigene moralische Fehlbarkeit zurückzufallen, hilft der Satz: »Ich will so bleiben, wie ich bin.« – »Du darfst!«

So wie man manchmal daran verzweifeln kann, den durch den Glauben gesetzten Maßstäben im eigenen Handeln nicht zu genügen, steht hinter einer Schönheitsdiät allzu oft die Verzweiflung, figürlich entweder so bleiben zu wollen, wie man ist, oder eben ein anderer werden zu wollen. Bei der Diät steckt man im gleichen Dilemma wie als Sünder vor seinem Gott oder einfach als Mensch, der sich im Angesicht seines Handelns schuldig fühlt: Verzweifelt sein über die eigene Fehlbarkeit und verzweifelt ein anderer sein wollen, um vor seinen persönlichen moralischen Ansprüchen oder Gott zu bestehen.³ Freilich, das erlösende »Du darfst!« des Werbe-Slogans befreit nicht wirklich. Vielmehr zielt diese Botschaft auf das Gegenteil von Erlösung und Freiheit, denn um so zu bleiben, wie man ist, müssen zwingend »gute Werke« getan werden: durch den Konsum bestimmter Produkte. Beim authentischen Leben geht es jedoch gerade nicht darum, äußerem Druck nachzugeben. Es geht vielmehr um die Verzweiflung darüber, das eigene Handeln mit den moralischen Prinzipien bzw. dem Glauben nicht zusammenbringen zu können. Sie äußert sich als Furcht vor Versagen, Schuld und Sinnlosigkeit.

Wir verzweifeln am eigenen Handeln, denn im Alltag entsprechen eben nicht alle Taten moralischen Prinzipien.

Theologisch lässt sich die Diskrepanz zwischen Glauben und konkretem Handeln als »Sünde« beschreiben. »Unreligiös« gesprochen meint dies: Das eigene Handeln lässt verzweifeln, denn im Alltag entsprechen eben nicht alle Taten den eigenen oder geltenden moralischen Prinzipien. Folgt man dem dänischen Theologen und Philosophen Søren Kierkegaard (1813–1855), ist diese Form der Verzweiflung selbst eine Gestalt der Sünde: »Sünde ist: vor Gott verzweifelt nicht man selbst sein wollen, oder vor Gott verzweifelt man

² Dies ist die Kernbotschaft der lutherischen Rechtfertigungslehre; vgl. E. Herms, *Luthers Auslegung des dritten Artikels*, Tübingen 1987; B. Lohse, *Luthers Theologie in ihrer historischen Entwicklung und in ihrem systematischem Zusammenhang*, Göttingen 1995.

³ Vgl. U. Körtner, »Du darfst«, *Die Furche*, Nr. 43, 26.10.2000, S. 7.

selbst sein wollen.«⁴ Es geht um die Verzweiflung, die sich als Angst äußert. Diese Angst überwindet der Glaube, indem er sie nicht ignoriert oder verdrängt, sondern aushält und durchlebt. Der Mensch stellt sich in seinem Glauben mutig der Angst. Glaube ist für ihn *Mut zur Angst*.

Mut zum Sein – Mut zu(m) Leben

Um auf die anfängliche Frage zurückzukommen, warum in der Breite so wenig für die Lösung der großen Herausforderungen unserer Zeit getan wird, lässt sich im Anschluss an Kierkegaard fragen: Ist es die Angst oder Verzweiflung des Einzelnen, hochgesteckte Ziele nicht erreichen zu können, die verhindert, Fragen des Klimawandels, der gerechten Welt- und Gesellschaftsordnung etc. tatkräftig anzugehen? Lähmt die Angst, das Falsche zu tun, oder sind es Resignation und Bequemlichkeit? Spätestens hier wird die ethische Qualität des Mutes zur Überwindung der Angst deutlich. Angst und Mut als Themen einer philosophischen Theologie hat in diesem Sinne und im Anschluss an Kierkegaard der Theologe Paul Tillich (1886–1965) aufgenommen. Tillich stellt den Mut als eine ethische Kategorie in den Mittelpunkt, die den Menschen in seinem ganzen Wesen betrifft.⁵ Der Theologe identifiziert drei Grundängste, die jeden Menschen existenziell betreffen: Schicksal/Tod, Sinnlosigkeit, Schuld. Es geht ihm dabei zentral um die Möglichkeit zur Selbstbejahung im Angesicht dieser Ängste: die »existenziellen Formen des Mutes, man selbst zu sein«. ⁶ Welche Handlungsmotive und -optionen sich daraus für den Menschen ableiten lassen, der sich im Glauben bejaht fühlt, lässt Tillich offen.

Mut ist in protestantischer Sicht Möglichkeit und Aufgabe zugleich.

Deutlich wird aber, dass Mut mehr ist als eine rein ethische Tugend. Mut beschreibt zwar seit der antiken Philosophie auch die tugendhafte Durchsetzung höherer Ziele,

z. B. als Zivilcourage. Wird aber Mut auf das ganze – auch religiöse – Wesen des Menschen bezogen, also auch auf die Angst vor Schuld oder Sünde, ergibt sich ein erweitertes Bild. Mut meint dann eben auch die Überwindung von inneren Hemmnissen, um bewusst und verantwortungsvoll zu agieren. Mut ist in protestantischer Sicht *Möglichkeit zum Handeln*, die durch Glaubensgewissheit gewonnen ist, und gleichzeitig aber auch *Aufgabe*, denn der Glaube motiviert und appelliert an die Realisierung christlicher Werte wie Liebe, Freiheit und Gerechtigkeit. Mut wird so zum wesentlichen *Motor* für ethisch-moralisches Handeln und ein authentisches wie engagiertes Leben.

Geht es mit dem Mut zur Veränderung bergab?

Die sozial-ökologischen Herausforderungen der Gegenwart fordern Mut in ihrer Bewältigung. Viele »Peaks«, Scheitelpunkte, sind heute global überschritten. Angefangen beim seit der Öl-Krise der 1970er-Jahre bekannten »Peak Oil« über die Verknappung weiterer zentraler Ressourcen bis zur Überschreitung wichtiger Grenzwerte für den Fortbestand von Erde und Zivilisation. So spricht etwa Richard Heinberg vom »Peak Everything« und davon, dass das 21. Jahrhundert ein *Zeitalter des Rückgangs* sei (»century of decline«).⁷ Nichts, weder das in Unordnung geratene Finanzsystem, die bestehende Wirtschaftsordnung noch der technologische Fortschritt, ist in der Lage, Nahrung, Energie, Wohlstand und Ressourcen für die wachsende Weltbevölkerung zu sichern. Neben Krieg und Terror wird das wohl auch eine Ursache der Flüchtlingsströme sein, die sich nach Europa bewegen.

Die Lage in Deutschland zeichnet sich für die Mehrheit der Bevölkerung bisher durch die Sicherheit einer gefühlten Komfortzone aus. Abgesehen von einer besorgniserregenden sozialen Ungleichheit, ist die gefühlte Sicherheit eines vermeintlich stetig wachsenden Wohlstands vielleicht keine komplette Illusion, doch aber brüchig. Denn unser Wohlstand ist an vielen Stellen ein Wohlstand auf Pump: ein gefühlter Reichtum, der durch die Erschwinglichkeit von günstigen Konsumartikeln erzeugt wird, die oft unter frag-

⁴ S. Kierkegaard, *Die Krankheit zum Tode*, in: ders., *Werkausgabe I*, übers. v. E. Hirsch, Düsseldorf 1971, S. 383–522, hier: S. 468 (XI 193); H. Fischer: *Subjektivität und Sünde. Kierkegaards Begriff der Sünde mit ständiger Rücksicht auf Schleiermachers Lehre von der Sünde*, Itzehoe 1963.

⁵ Vgl. P. Tillich, *Der Mut zum Sein*, Berlin 1991.

⁶ A. a. O., S. 96.

⁷ R. Heinberg, *Peak Everything. Waking Up to the Century of Declines*, Forest Row 2007.

lichen Bedingungen produziert wurden. Ferner wird aktuell das angesparte Vermögen der Wirtschaftswunder-Generation vererbt. Die heutigen Erben »zehren«⁸ von diesem Reichtum, wobei es fraglich ist, ob sie imstande sein werden, ihren Kindern ähnliches zu hinterlassen.

Ruft der vielgestaltige Rückgang neben anderen Herausforderungen nicht zur gemeinschaftlichen Mäßigung, nach einer Debatte um einen neuen Gesellschaftsvertrag, nach globalen Initiativen? Analog zu »Peak Everything« lässt sich fragen: *Peak Courage?* Geht es auch mit dem Mut bergab, Dinge gemeinsam ändern zu wollen? Haben wir »Angst vor der Angst«, wie es Heidegger einmal formuliert hat? So düster, wie es scheint, ist das Bild aber nicht, denn Mut wird heute auch zunehmend freigesetzt. Menschen engagieren sich und fragen vermehrt nach, sei es in der kritischen Bewegung um die geplanten Freihandelsabkommen TTIP und CETA (s. u.) oder konkret in der ehrenamtlichen Flüchtlingshilfe.

Keine Lösung – aber zwei Impulse

1. Mut zum Hinsehen. Ein aktuelles Beispiel für gemeinschaftliches und bürgerliches Engagement hängt mit den geplanten Freihandelsabkommen zwischen der EU und den USA bzw. Kanada zusammen: TTIP und CETA. Um die 200.000 Menschen protestierten im Herbst 2015 in Berlin – die größte Demonstration der vergangenen Jahre. An diesem konkreten Thema sind für viele die Herausforderungen der Gegenwart endlich fassbar geworden. Sei es die simple Angst vor dem chemisch behandelten »Chlorhuhn«, das durch den forcier-

ten Freihandel fortan auf heimischen Tellern landen könnte. Oder sei es die gefühlte Bedrohung durch dann mögliche Schiedsgerichtsverfahren, die es einzelnen Unternehmen erlauben, ganze Staaten in quasi privaten Verfahren zu belangen.

Wichtig ist der Mut, nicht nur das zu sehen, was man sehen will.

So wichtig es ist, Entwicklungen kritisch zu sehen und gemeinsam Protest zu äußern, so wichtig ist aber auch der Mut, *nicht nur das zu sehen, was man sehen will*. Die Sorge etwa, dass sich obskure Schiedsgerichte gegen Staaten und ihre Bevölkerung durchsetzen können, ist mit Sicherheit berechtigt. Aber hier muss die gesellschaftliche Debatte authentisch bleiben, um nicht dem Verdacht des partikularen oder nationalen Eigensinns anheimzufallen. Denn *was man sieht*, ist zunächst die Sorge um bedrohte Freiheitsrechte in der EU oder USA/Kanada.

Aber wichtig ist eben auch die Frage, was man *nicht sieht*⁹ (oder sehen will). Der gefühlte Skandal um TTIP drückt sich exemplarisch so aus: »Staaten schließen Verträge, die allein die Freiheitsrechte der international tätigen Unternehmen sichern, nicht aber die Rechte der Menschen.«¹⁰ Dass Unternehmen eventuell Rechte einfordern, die auf das Menschenrecht zurückgehen und doch eigentlich nur *Menschen* zustehen, sorgt für Unmut und Protest. Aber auf Grundlage anderer Vereinbarungen sind ähnliche

Schiedsgerichte längst international etabliert. So läuft beispielsweise aktuell beim Internationalen Zentrum zur Beilegung von Investitionsstreitigkeiten (ICSID) die Klage einer Hamburger Investmentgesellschaft in einem Streitfall von fast 300 Millionen Euro gegen die Republik Kosovo.¹¹ Dieser beachtenswerte Fall spielt aber in der Debatte um Schiedsgerichte keine signifikante Rolle.

Ein Auge auch auf solche Vorgänge zu haben und ggf. Fragen zu stellen, ist ein Zeichen von Mut. Es darf nicht mit zweierlei Maß gemessen werden; je nachdem, ob vorrangig eigene Interessen berührt oder bedroht sind. Auch öffentliche Debatten müssen authentisch sein, d. h. mutig, aber eben auch fremd- und selbstkritisch. Hinsichtlich des genannten Beispiels aus dem Kosovo wird deutlich, dass ein eingegrenzter Fokus in der aktuellen Debatte gerade das ausblendet, was strukturell – und selbstkritisch – zur Frage nach den Ursachen der momentanen Migrationsbewegungen in Europa führen könnte. Schließlich ist der Kosovo das Land, aus dem 2015 die drittmeisten Flüchtlinge nach Deutschland kamen.¹² – Komplexität sichtbar und ertragbar zu machen ist letztlich auch eine Aufgabe kirchlicher (Bildungs-)Arbeit.

2. Mut ohne Wut. Abgesehen von seiner ethisch-religiösen Bedeutung für den Einzelnen kann Mut auch als wesentliches Element des Protestantismus selbst aufgefasst werden. Die Geburt des Protestantismus, am 19. April 1529, fällt schließlich mit dem *Protest* der Anhänger Luthers gegen die Ächtung der neuen Lehre und ihres Urhebers auf dem Reichstag in Speyer zusammen. »Protest« meint hier den öffentlichen Widerspruch gegen eine Einschränkung von

Glauben, Gewissen oder Freiheit. Dies bedarf des gebündelten Mutes von einzelnen Menschen, für die eigene Überzeugung auch gegen die Mehrheitsmeinung und unter Inkaufnahme der Konsequenzen einzustehen.

Mut ist aber *nicht* gleichzusetzen mit Wut oder Zorn – zumindest nicht im protestantischen oder christlichen Sinne. Zwar sind diese menschlichen Emotionen der Bibel nicht fremd; so liest man vom Zorn Gottes (Zerstörung Sodoms und Gomorras, Gen 18f.) oder vom wütenden Jesus (Tempelreinigung, Mt 21). Jedoch treten Wut und Zorn nicht als konstruktives Element christlichen Lebens in Erscheinung. Im Gegenteil, Wut und Zorn werden zwar als menschliche Affekte anerkannt, aber im Rahmen einer biblischen Tugendlehre und im Gemeinschaftssinn scharf verurteilt.¹³ Darüber steht vielmehr das Liebesgebot.

Anders argumentiert der Philosoph Peter Sloterdijk, der Mut in Form von Zorn und Wut als verdeckte Triebkraft der Geschichte identifiziert.¹⁴ Besorgniserregend ist es, wenn sein Schüler und »Parteiphilosoph«¹⁵ der AfD, Marc Jongen, in diesem Sinne betont, die Bundesrepublik leide an einer Armut an Zorn, Wut und Wehrhaftigkeit.¹⁶ Gegen dieses zürnende Moment steht die Kirche mit ihrem Liebes-Ethos und Wertekanon; was ihr im Gegenzug oft den abkanzelnenden Vorwurf des »Gutmenschentums« einbringt. – Aus dieser vermeintlichen Schwäche heraus sollte es Aufgabe der christlichen Position sein, das Zorn-Potenzial in Teilen der Bevölkerung nicht zu verdrängen, sondern sich offen, diskursbereit und mutig mit der eigenen Haltung stark zu machen.

⁸ So auch das Institut der deutschen Wirtschaft: IW-Dossier Wohlstand in Deutschland, o. O. (Köln) 2010, S. 16.

⁹ Vgl. U. Körtner, »Du darfst«, Die Furche, Nr. 43, 26.10.2000, S. 7.

¹⁰ So F. Segbers in einem Interview (»Neoliberalismus höhlt Menschenrechte aus«). Ruf nach mehr Regeln für die Wirtschafts- und Sozialordnung, epd sozial, Nr. 50, 11.12.2015, S. 11).

¹¹ ACP Axos Capital GmbH vs. Republic of Kosovo (ICSID Case No. ARB/15/22); vgl. <https://icsid.worldbank.org> (Stand: Jan. 2016).

¹² Zahl der Erstanträge, vgl. Bundesministerium für Migration und Flüchtlinge, Aktuelle Zahlen zu Asyl, o. O. (Berlin), Ausgabe: Dezember 2015, S. 8.

¹³ Vgl. Eph 4, 21ff.; ferner: M. Luther, Der kleine Katechismus, in: BSLK, Göttingen 1998, S. 499–542.

¹⁴ Vgl. P. Sloterdijk, Zorn und Zeit. Politisch-psychologischer Versuch, Frankfurt/M. 2006.

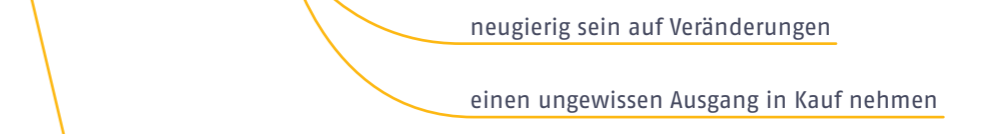
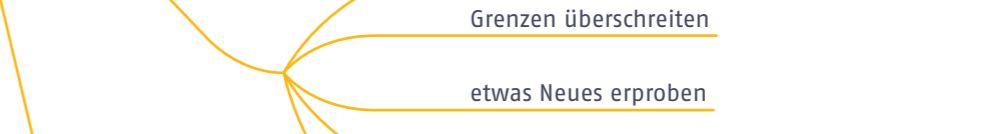
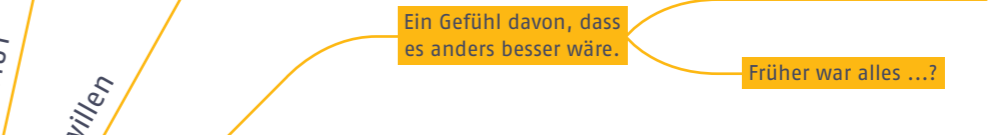
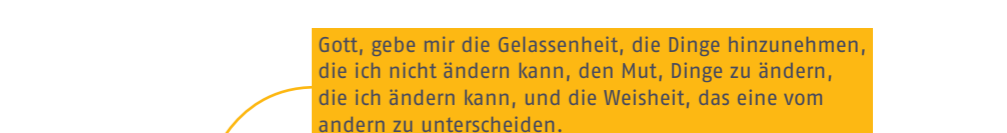
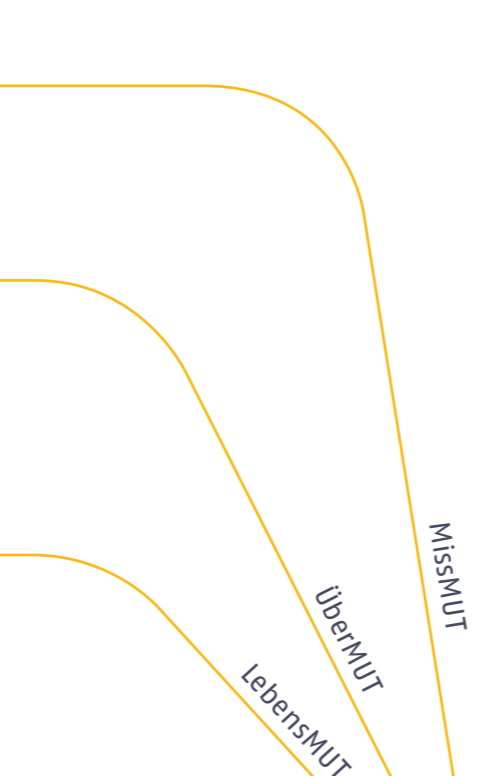
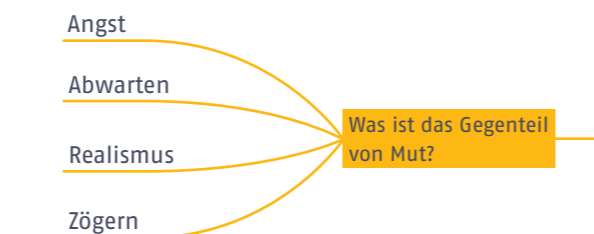
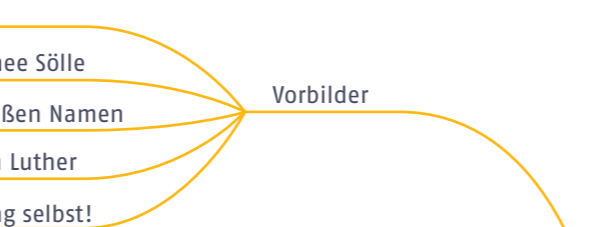
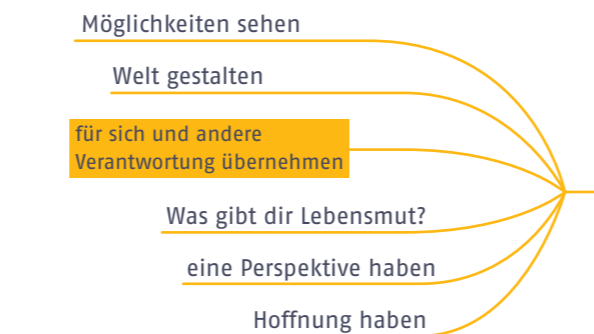
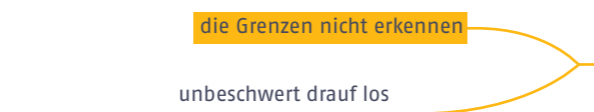
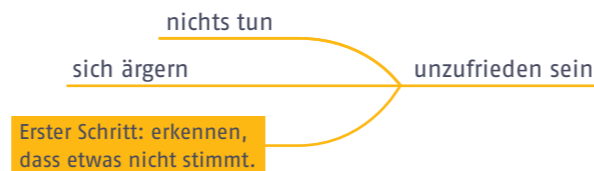
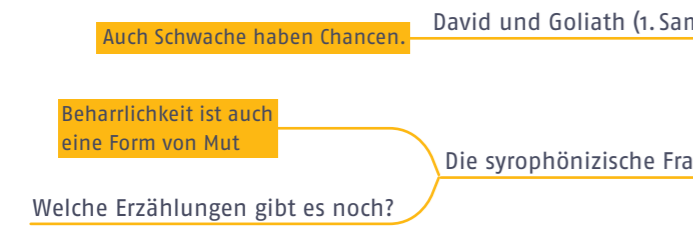
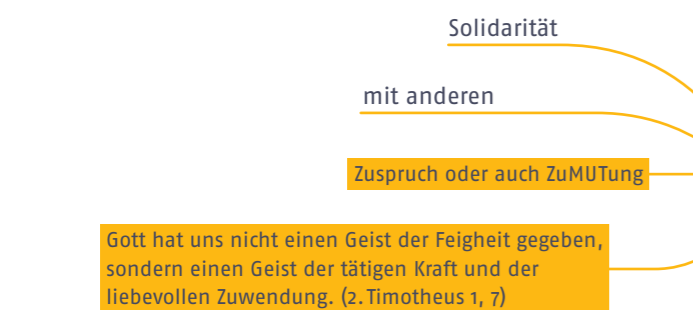
¹⁵ J. Bender/R. Bingener, Die wehrhafte Wut des Winkelzahnmolchs, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, Nr. 1, 10.1.2016, S. 4.

¹⁶ Ebd.

Mut – eine Skizze

Mut lässt sich vielfältig beschreiben: als soziologische Analyse, in einer theologischen Betrachtung, als Aufforderung zu politischem Handeln, als semantische Auflistung, in historischen Rückblenden, in Beispielen gelebter Praxis, als philosophische Reflexion oder als kreative Grenzüberschreitung. Vieles ist möglich. Die Frage bleibt: Was ist Mut für mich? Wo und wie finde ich den Zugang zu neuem oder altem Mut? – Die folgende Skizze lädt ein, sich der Haltung »Mut« zu nähern.

Von Pastorin Renate Fallbrüg



Guter Rat für den Betrieb

Vor über 60 Jahren wurden in der Bundesrepublik die gesetzlichen Grundlagen für Betriebsräte geschaffen. Auch bei einer veränderten Unternehmenskultur, etwa mit flacher Hierarchie, bleibt dieses Instrument der Mitbestimmung nötig. Oft braucht es Mut, um das Recht auf einen Betriebsrat überhaupt durchzusetzen – oder um sich für das Amt zu Wahl zu stellen.

Von Heike Riemann

Am 19. Juli 1952 verabschiedete der Bundestag in Bonn auf einer Sondersitzung das Betriebsverfassungsgesetz. Zuvor jedoch war um die darin aufzunehmenden Rechte und Pflichten von Betriebsräten wie Arbeitgebern, um den Umfang der Mitbestimmung im Betrieb öffentlich heftig gestritten worden. Unstrittig war jedoch quer durch die Parteien: »Gelebte Demokratie« sollte von nun an auch in der Arbeitswelt gelten, gerade vor dem Hintergrund der Erfahrungen im sogenannten Dritten Reich.

Bereits das Kontrollratsgesetz von 1946 sah Mitbestimmung im Betrieb und die Einrichtung von Betriebsräten vor und beauftragte diese sogar, »mit den Behörden bei der Verhinderung aller Rüstungsindustrie und bei der Denazifizierung von öffentlichen und privaten Betrieben« zusammenzuarbeiten. Einzelne Bundesländer schufen schon vor 1952 eigene Betriebsratsgesetze, und 1951 kam das Montan-Mitbestimmungsgesetz hinzu. Es regelte die paritätische Mitbestimmung in den Aufsichtsräten und Vorständen der Bergbau-, Eisen- und Stahl-Industrie und galt als mögliches Vorbild, Mitbestimmung auch in anderen Branchen bis in die höchsten Entscheidungsgremien zu verankern. Im Betriebsverfassungsgesetz von 1952 findet sich jedoch nur für Kapitalgesellschaften eine Drittelbeteiligung der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer in den Aufsichtsräten. Erst 1976 verabschiedete der Bundestag das umfassendere Gesetz über die Mitbestimmung, ein Kompromiss, der weiterhin beide Seiten – Arbeitgeber- wie Arbeitnehmervertreter – unbefriedigt ließ.

Auf der Betriebs- und Konzernebene arbeiten heute in vielen Betrieben Betriebsräte und Arbeitgeber ganz im Sinne des damaligen § 49 der ersten Fassung des Betriebsverfassungsgesetzes selbstverständlich, vertrauensvoll und gut zusammen. Das Hamburger Abendblatt zitierte 1952 daraus: »Arbeitgeber und Betriebsrat haben alles zu unterlassen, was geeignet ist, die Arbeit und den Frieden des Betriebes zu

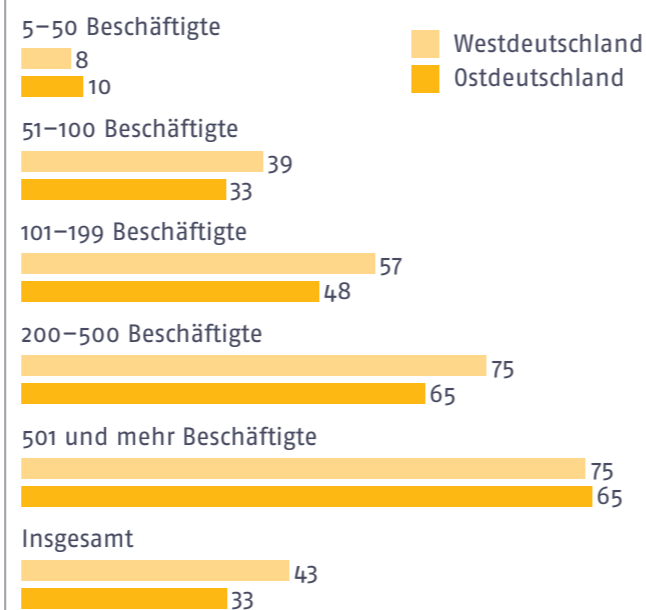
gefährden« – und schrieb, dieser Satz stehe zwar nicht am Anfang, er könne aber als Motto des ganzen Gesetzes dienen. Auch die heute geltende Fassung des Betriebsverfassungsgesetzes nennt Grundsätze der Zusammenarbeit und spricht vom zu wahren »Frieden des Betriebs«. Manchem gilt die Mitbestimmung heute gar als »Instrument effektiver Unternehmensführung« und als Standortvorteil für Deutschland.

Manchem gilt die Mitbestimmung als Standortvorteil für Deutschland.

Trotzdem gibt es Betriebsräte auch heute längst nicht in jedem Betrieb. Nur 9 % aller berechtigten Betriebe verfügen über einen Betriebsrat. Es sind überwiegend größere Firmen, sodass rund 41 % aller Arbeitnehmenden (Westdeutschland 43 %, Ostdeutschland 33 %) durch einen Betriebsrat vertreten werden.

Vor allem in Großbetrieben

Anteil der Beschäftigten, die von einem Betriebsrat vertreten wurden, nach Betriebsgrößenklassen in West- und Ostdeutschland 2014 (Angaben in Prozent)



Quelle: IAB-Betriebspanel 2014/Ellguth, Kohaut in WSI-Mitteilungen 4/2015 © DGB einblick 2015

Betriebsratstätigkeit als Ehrenamt

Betriebsräte können in Betrieben ab fünf wahlberechtigten Arbeitnehmenden gewählt werden. Dazu zählen alle Mitarbeitenden über 18 Jahre und auch Zeitarbeitskräfte, sofern sie länger als drei Monate im Betrieb eingesetzt werden. Allerdings besteht ein Betriebsrat für fünf bis 20 Mitarbeitende aus genau einer Person, und eine Freistellung von der beruflichen Tätigkeit gibt es sogar erst ab einer Betriebsgröße von 200 und mehr Personen. Denn die Betriebsratstätigkeit ist ein Ehrenamt. Zwar sind auch nicht-freigestellte Mitglieder für die »ordnungsgemäße Durchführung ihrer Aufgaben« »ohne Minderung des Arbeitsentgeltes zu befreien«, wenn es »erforderlich ist« – so das Betriebsverfassungsgesetz. Doch dies im Einzelfall dem Arbeitgeber und auch den Kolleginnen und Kollegen verständlich zu machen und durchzusetzen, ist gerade in kleinen Betrieben nicht einfach: Die Arbeit lässt sich dort nur auf wenige Schultern verteilen. Auch die Frage, wie sich eine mögliche Kontroverse durch die Betriebsratsarbeit auf die in Kleinbetrieben oft unmittelbare Zusammenarbeit mit Chefin oder Chef auswirkt, dürfte Mitarbeitende öfter zögern lassen, das Amt zu übernehmen.

Trotz aller verbrieften Rechte, die für Betriebsräte heute gelten, darf man fragen: Erfordert es Mut, sich als Betriebsrätin oder Betriebsrat zu engagieren oder einen Betriebsrat zu wählen? Mit ja antwortet zum Beispiel Harald Humburg, Rechtsanwalt aus Hamburg mit langjähriger Erfahrung in der Begleitung von Arbeitnehmervertretungen und zuvor selbst Betriebsrat. Er nennt zuerst die »alltäglichen Herausforderungen und Aufgaben«, für die es durchaus Selbstüberwindung und Mut brauche: Auf einmal gilt es, auch ohne Vorerfahrung auf Betriebsversammlungen zu sprechen, bei Verhandlungen mit dem Arbeitgeber zu argumentieren oder sich gegenüber den Wünschen von Kolleginnen und Kollegen durchzusetzen.

Ein Phänomen, das Betriebsräte auch auf den jährlichen KDA-Fachkonferenzen zum Thema »Betriebliche Gesundheit« äußern: Gut gemeinte und begründete Vorstöße des Betriebsrates müssen nicht als solche erkannt werden. So ist es aus gesundheitlichen Gründen wünschenswert, Nacht- und Schichtarbeit zu reduzieren – aber aus der Belegschaft hagelt es Unmut: Die Schichtzuschläge sind als fester Bestandteil des monatlichen Einkommens eingeplant. Es erfordert Mut, betont Rechtsanwalt Harald Humburg,

dann für seine Überzeugungen einzustehen; und vor allem sich nicht »verbiegen zu lassen« angesichts der neuen Kontakte und »Verführungen«.

Auch Mut gegenüber der Familie kann angezeigt sein, denn die Betätigung im Betriebsrat bedeutet oft verstärkten zeitlichen Einsatz. Und sie kann sich – auch ohne große Querelen – negativ auf das berufliche Fortkommen auswirken: Nach dem Gesetz beziehen Betriebsräte (Ehrenamt!) ihr ursprüngliches Arbeitsentgelt weiter und sollen während ihrer Tätigkeit von Lohnsteigerungen profitieren, die in ihrer ursprünglichen Tätigkeit oder durch Aufstieg »eigentlich« zu erwarten gewesen wären. Doch das lässt Interpretationen zu, die nur schwer widerlegbar sind. Und wer mag/kann in eigener Angelegenheit so hartnäckig sein, wie er oder sie es sich für kollektive Interessen vorgenommen hat?

Sprungbrett in Führungspositionen

Auf der anderen Seite kann das Engagement auch zum Sprungbrett werden: »Nach der Freistellung« ist der Titel einer aktuellen Studie der Hans-Böckler-Stiftung, die sich mit den Perspektiven von Betriebsratsmitgliedern für die Zeit »danach« auseinandersetzt; dafür wurden zahlreiche ehemals freigestellte Betriebsräte interviewt. Die Arbeit »im Anschluss« kann sehr unterschiedlich aussehen: Möglich ist die Rückkehr an den alten Arbeitsplatz oder in den ehemaligen Beruf, aber auch der Aufstieg zum Arbeitsdirektor oder als Führungskraft (vor allem im Personalbereich), der Wechsel in eine gewerkschaftliche Hauptamtlichkeit, die berufliche Neuorientierung oder die Selbstständigkeit als Beraterin oder Berater. Auch jeder dieser Wege – als Neuanfang oder Wiedereinstieg – erfordert Mut.

»Betriebsratsverseucht« – das Unwort des Jahres 2009.

Zum Alltag gehört unter Umständen aber auch erhöhte Wachsamkeit: nämlich dann, wenn die Firmenleitung lieber keinen oder einen anderen Betriebsrat hätte. Schon vor einigen Jahren berichteten Betriebsräte aus dem Einzelhandel dem KDA, dass sie ihren Kittel niemals unbeaufsichtigt hängen ließen bzw. beim Anziehen die Taschen sorgfältig kontrollierten, so groß war ihre Befürchtung, unwissentlich

etwas »zugesteckt« zu bekommen, das dann eine auch bei Betriebsräten mögliche außerordentliche Kündigung begründen würde.

2009 wählte eine Jury den Begriff »betriebsratsverseucht« sogar zum »Unwort des Jahres« und nannte es einen »sprachlichen Tiefpunkt im Umgang mit Lohnabhängigen«. Zuvor waren Filialen einer Baumarktkette mit Betriebsrat von leitenden Angestellten als »verseucht« bezeichnet worden.

Rechtsanwälte als »Betriebsratsfresser«

Wer »betriebsratsfrei« im Internet sucht, findet dort Seminare von Rechtsanwaltskanzleien, die Arbeitgebern eben dies versprechen. »Union Busting – die Bekämpfung von Betriebsräten und Gewerkschaften als professionelle Dienstleistung« heißt dann auch eine entsprechende Studie der Otto-Brenner-Stiftung. Andere nennen derartige Rechtsanwälte schlicht, aber drastisch »Betriebsratsfresser«.

Betriebsräte, die in einer derartigen Auseinandersetzung mit ihrem Arbeitgeber stecken, müssen sich auf das »Hier und Jetzt« konzentrieren. Ihr Einsatz erfordert geradezu ein Stück Rücksichtslosigkeit gegenüber sich selbst – und eine gehörige Portion Mut.

Schwierige Betriebsratswahl

Wo Unternehmen die Wahl eines Betriebsrats behinderten, taten sie das durch ... (Angaben in Prozent)

Einschüchterung möglicher Kandidaten	73
Verhindern der Bestellung eines Wahlvorstandes	43
Kündigung von Kandidaten für den Betriebsrat	24
Kündigung von Mitgliedern des Wahlvorstandes	18
»Herauskaufen« von Kandidaten	16
Weigerung Personallisten herauszugeben	12
Gezielte Reorganisation o. Aufspaltung des Unternehmens	5

Befragung hauptamtlicher Gewerkschafter aus IG-Metall, IG BCE, NGG und ver.de 2012.
Quelle: Behrens, Dribbusch 2014, © Hans-Böckler-Stiftung 2014

Prominentes Beispiel aus Hamburg sind die Auseinandersetzungen beim mittelständischen Verpackungshersteller Neupack. Die Bemühungen um einen Tarifvertrag, der für gerechtere Arbeitsbedingungen und Entlohnung (z. B. gleicher Lohn für gleiche Arbeit) sorgen sollte, führten zu langen und heftigen Auseinandersetzungen, an deren Ende zwar kein Tarifvertrag, aber zumindest eine entsprechende Betriebsvereinbarung stand. Trotz dieser Einigung gilt der Betriebsfrieden nicht uneingeschränkt, denn Betriebsratsmitglieder sehen sich immer wieder mit Kündigungsversuchen konfrontiert und müssen sich vor Gericht mit ihrem Arbeitgeber auseinandersetzen.

Die Begründungen, warum ein Arbeitgeber keinen Betriebsrat möchte, sind vielfältig und reichen von autokratischer Grundeinstellung über Kosten bis zu der Behauptung, einen Betriebsrat nicht zu brauchen, weil die Kommunikation zwischen Belegschaft und Arbeitgeber doch »auch so« gut funktioniere. Es heißt dann schnell: Ein Betriebsrat sei nicht mehr zeitgemäß.

Voreiliger Abgesang

Gerade Letzteres ist auch von Arbeitnehmenden zu hören, gerade wenn sie hochqualifiziert sind, für sich in Anspruch nehmen, sich selbst vertreten zu können, und ggf. in Branchen mit flachen Hierarchien und einem freundlicheren Betriebsklima arbeiten. Die IT-Branche gilt dabei als Beispiel.

Flache Hierarchien, freundliches Klima – macht das den Betriebsrat überflüssig?

So fragte der »Spiegel« unter der Überschrift »Verlust des Gegners« bereits 1998: »Stirbt der klassische Betriebsrat aus?« Das Magazin stellt fest: »Ob junge High-Tech-Unternehmen oder aufstrebende Dienstleister: Immer mehr Firmen verzichten auf Arbeitnehmervertreter – und damit auf eine der tragenden Säulen des deutschen Konsensmodells.« Als Beispiele wurden u. a. der Softwareentwickler SAP und die Internetfirma Pixelpark genannt, die durch ein »engmaschiges, für alle verfügbares Informationssystem zwischen Führung und Basis« einen Zusammenhalt pflegten, der »eine saubere Trennung in Arbeitgeber- und Arbeitnehmerseite« nicht mehr zulasse. In der High-Tech-Branche, so die Zusammenfassung des »Spiegel«, sei das Modell Betriebsrat überholt.

Ein voreiliger Schluss: Drei Jahre später besaß Pixelpark dann doch einen Betriebsrat, die Unzufriedenheit der Beschäftigten war gestiegen und Entlassungen standen an. Das Aushandeln eines Sozialplans ist aber nur mit Betriebsrat möglich. Die damalige erste Vorsitzende Katja Karger ist heute Vorsitzende des DGB Hamburg. Bei SAP dauerte es bis 2006, dann wurde auch dort ein Betriebsrat gewählt. Zuvor hatte es heftigen Widerstand gegeben, selbst der Wahlvorstand konnte nur mit richterlicher Anordnung eingesetzt werden.

Betriebsräte brauchen aber nicht nur Mut, sie brauchen auch Anerkennung. Alle vier Jahre werden sie in der Regel neu gewählt. Alle vier Jahre schreiben der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz der Katholischen Kirche einen Aufruf zu den Betriebsratswahlen. Darin danken sie denjenigen, die sich für die wichtige Aufgabe zur Verfügung gestellt haben, und sprechen ihnen ihre Anerkennung aus. Zugleich fordern sie die Belegschaften auf, ihr Wahlrecht zu nutzen. Ihr Brief aus dem Jahr 2014 schließt mit dem Satz: »Betriebsräte und Arbeitnehmervertretungen leben von einer möglichst breiten Unterstützung sowie der Bereitschaft vieler, sich hierbei zu engagieren«.

Ein Beispiel, dem wir folgen könnten: Denn »Mut« kann man auch »machen«.

Unterstützung damals wie heute

Bereits 1952 bot das Evangelische Sozialpfarramt in Hamburg (als Vorläufer des heutigen KDA) »Betriebsrätetreffen« an. In einem damaligen Bericht heißt es: »Im August wurden die ersten Rundschreiben mit der Zeitschrift »Die Mitarbeit« und »Der Arbeiterbrief« an Hamburger Betriebsräte versandt. Regelmäßig wird jetzt ein kleiner Kreis von Betriebsräten (ca. 100 Betriebe) angeschrieben und mit den oben erwähnten Zeitschriften versorgt. Zum Teil werden sie auch persönlich aufgesucht. Die 1. Tagung für Betriebsräte aus den Hamburger Betrieben, an der ca. 30 Personen, überwiegend Vorsitzende teilnehmen, findet vom 28.–30. 11. auf der Heideburg statt.«

Auch heute treffen sich regelmäßig Mitglieder von Betriebs- und Personalräten oder Mitarbeitervertretungen auf Einladung des KDA in Hamburg, um sich zu beraten und gegenseitig zu unterstützen – zu ermutigen. Dieses Angebot ist ein Kernstück betrieblicher KDA-Arbeit.

»Ihr könnt nicht? Wir können!«

Mit großer Initiative und viel Mut haben Beschäftigte in Griechenland auf die Schließung ihres Betriebes reagiert: Sie haben eine neue Produktion aufgezogen und damit Arbeit geschaffen. Vio.Me – ein beeindruckendes Beispiel für Solidarische Ökonomie. KDA-Referentin Angelika Kähler war vor Ort.

Von Angelika Kähler

Mai 2015: Mit einer Reisegruppe des KDA Duisburg bin ich zu Gast bei dem selbstverwalteten Betrieb Vio.Me in Thessaloniki. Nachdem die griechischen Kollegen und Kolleginnen uns mit Kaffee und Tee versorgt haben, erzählen sie uns von ihrem ganz eigenen Weg aus Krise und Erwerbslosigkeit.

Im Juli 2012 hatte eine Vollversammlung der ehemaligen Mitarbeitenden der bereits vor einem Jahr stillgelegten Fabrik beschlossen, den Betrieb zu besetzen und in Selbstverwaltung die Produktion aufzunehmen. »Ihr könnt nicht? Wir können!«, so das Motto des Fabriksyndikats der Arbeiter und Angestellten der Viomichaniki Metallevtiki – kurz Vio.Me (»Syndikat« kommt vom griechischen »syndikos«, Verwalter einer Angelegenheit).

Was war geschehen? Im ursprünglichen Betrieb wurden Bau- und Isoliermaterial sowie Klebstoffe produziert – bis 2009 offensichtlich noch recht profitabel. Aber im Jahr 2010 ergab sich ein Minus von 300.000 €. Nach Einschätzungen der Arbeiterinnen und Arbeiter war dies darin begründet, dass größere Summen in die Muttergesellschaft Filkeram Johnson geflossen seien; beweisbar seien 1,9 Mio. Euro. Jedenfalls kam es zunächst zu Verspätungen bei der Lohnzahlung, später blieben diese ganz aus. Letztlich wurde den Arbeitern und Angestellten 14 Monate lang der Lohn vorenthalten!

Schließlich reichten sie Klage ein. Doch erst Anfang 2015 wurde die Unternehmensführung wegen der vorenthaltenen Löhne zu jeweils 120 Monaten, später zu 43 Monaten Haft verurteilt. Aber weder wurden die Strafen vollstreckt noch wurden die ausstehenden Löhne gezahlt, geschweige denn Abfindungen geleistet.

Zunächst erhielten die Mitarbeitenden monatlich 359 € staatliche Grundhilfe, die sich am Mindestlohn orientiert und bei einem Lohnausfall vorgesehen ist. Im September 2011 lief diese Lohnersatzleistung jedoch aus und das tägliche Überleben wurde zunehmend schwierig. Die Zahlung von Arbeitslosengeld ist befristet auf maximal 16 Monate (nach ehemals 24 Monaten), die Höhe orientiert sich im Zweifel an der Höhe des mittlerweile abgesenkten Mindestlohns. So etwas wie Sozialhilfe gibt es in Griechenland nicht. Zudem ist die Solidarkasse, an der auch andere Fabriksyndikate beteiligt sind, nach 14 Monaten zusätzlicher Unterstützung so gut wie leer ...

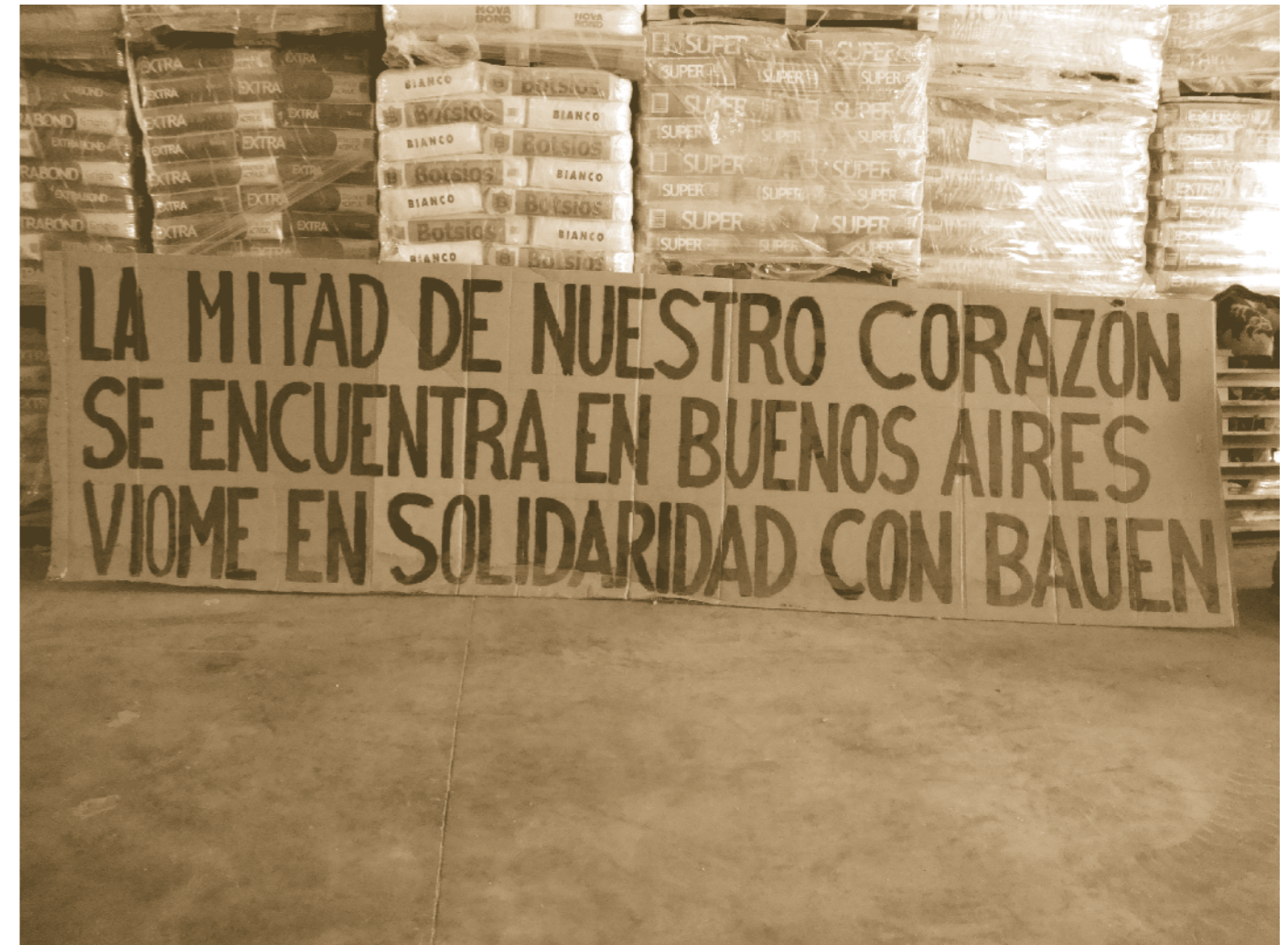
Umstellung auf Bioseifen und -waschmittel

Probleme der Mutterfirma, die als Aktiengesellschaft die Eigentümerin von Vio.Me ist, führten schließlich in die Insolvenz. Bei den Arbeitern und Arbeiterinnen reifte, insbesondere nachdem sie sich über ähnliche Projekte u. a. in Argentinien informiert hatten, der Plan, den Betrieb in Eigenregie zu übernehmen und sie besetzten die Fabrik. Dabei war ihnen klar, dass ein solider Rahmen nötig ist. Sie erarbeiteten eine Machbarkeitsstudie und stellten einen Finanzierungsplan auf. Sie forderten staatliche Förderung für ein Start-up – also eine Unternehmensgründung – ein und

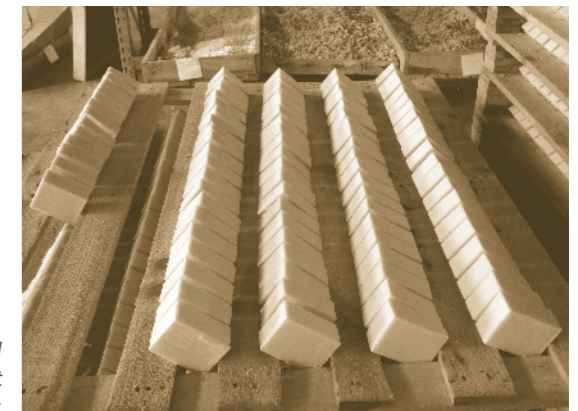
Wenn eine neue Produktion Menschen in Arbeit bringt, nützt das auch dem Staat.

der Mutterkonzern sollte die 1,9 Mio. € zurückgeben. Außerdem argumentierten sie, dass der Staat Arbeitslosengeld sparen könne, wenn eine Produktion anläuft, die wieder mehr Menschen in Arbeit bringt.

Ein Problem war, dass ein rechtlicher Rahmen für solche alternativen Projekte nicht bestand und bis heute nicht besteht. Nichtsdestotrotz starteten die verbliebenen Arbeiter



»Mit der Hälfte des Herzens in Buenos Aires ...«: eines der vielen Solidaritäts-Transparente in den Hallen von Vio.Me.



Statt Isoliermaterial und Klebstoffen wird jetzt Bioseife produziert.

und Arbeiterinnen im Februar 2013 eine neue Produktion. Da sie nicht länger die bisherigen chemischen Produkte für die Baustoffindustrie herstellen konnten, u. a. weil sich der Großteil der Waren und Produktionsmittel in der Hand der Eigentümerin befand, die die Nutzung verweigerte, wurde auf Bioseifen und –waschmittel umgestellt.

Arbeiteten 2011 noch 65 Arbeiter in der alten Fabrik, so halten derzeit 22 Mitarbeitende die neue Produktion selbstverwaltet am Laufen. Bei unserem Besuch im Mai 2015 waren es noch 27 sowie jeweils zwei, die in Büros in Athen und Saloniki den Eigenvertrieb organisierten. Sie erhielten alle den gleichen Lohn von etwa 370€ im Monat und arbeiteten von 7 bis 15 Uhr und in anschließenden achtstündigen Wächterschichten ohne tägliche Anwesenheitspflicht, da sie auf zusätzliche Jobs angewiesen waren.

Das Einkommen wird gerecht verteilt und ermöglicht ein Leben in Würde.

Derzeit reicht das Einkommen, das die Fabrik erwirtschaftet und das gerecht unter den Mitarbeitenden verteilt wird, nach deren Aussage aus, ein Leben in Würde zu ermöglichen. Überschüssiges Einkommen wird in die Fabrik investiert oder an Arme verteilt. So konnte Vio.Me in letzter Zeit sogar neue Arbeitskräfte anstellen, z. B. Anfang Dezember 2015 zwei Chemieingenieure und einen IT-Spezialisten.

Jeder übernimmt auch einfachste Arbeiten

Das höchste Beschlussorgan der Fabrik ist die Hauptversammlung der Mitarbeitenden, die einmal monatlich stattfindet und in der alle dasselbe Stimmrecht haben. Interessant an dem demokratischen Selbstverwaltungsmodell ist auch die Idee, dass alle der Reihe nach alle anfallenden Arbeiten ausführen. Niemand ist sich zu schade, auch

einfachste Arbeiten wie das Einpacken der Seifen von Hand zu übernehmen. Für mich ein Indiz dafür, dass die Menschen stolz auf das sind, was sie erschaffen haben.

Die Mitarbeitenden haben mittlerweile viel Erfahrung gewonnen und das selbstverwaltete Projekt Vio.Me ist über nationale Grenzen hinaus bekannt. Die Belegschaft muss aber um die Fortführung der Produktion fürchten: Das Gelände, auf dem sich die Fabrik befindet, soll zwangsversteigert werden, dann wäre es höchstwahrscheinlich illegal, die Fabrik weiter in Betrieb zu halten. Am 26. November 2015 fand der erste Gerichtstermin für eine Auktion statt, dem bis zum 17. Dezember 2015 vier weitere folgten. Alle Auktionen konnten die Vio.Me Mitarbeitenden, unterstützt durch die internationale Solidaritätsbewegung, verhindern, u. a. dadurch, dass sie Räumlichkeiten im Hauptgericht von Thessaloniki blockierten und somit ein Verkauf bisher nicht stattfinden konnte. Anfang 2016 stand ein erneuter Versuch an. Beabsichtigt ist, juristische Prozesse wie diese Auktionen in Griechenland ab 2016 auch elektronisch abzuwickeln – räumliche Blockaden oder Solidaritätsbekundungen am Auktionsort sind dann nicht mehr möglich.

Solidarisch mit Bedürftigen

Die Arbeiterinnen und Arbeiter von Vio.Me erfahren viel Solidarität, auch international, und sie leben diese auch. So stehen ihre Lagerhallen für Hilfsgüter für Flüchtlinge zur Verfügung. In einem anderen Teil der Fabrik entstand im Dezember 2015 in Kooperation mit der »Klinik der Solidarität« von Thessaloniki eine Einrichtung, in der bedürftige Menschen eine kostenlose medizinische Grundversorgung erhalten. Zudem findet jeden dritten Sonntag im Monat ein Markt auf dem Fabrikgelände statt, auf dem lokale Bauern ihre Produkte verkaufen können.

Wie verhält sich die Politik zu diesen oder ähnlichen Projekten? Hatte die inzwischen regierende Partei Syriza noch vor der Wahl Unterstützung zugesagt, zieht sie sich nun auf Formalien zurück und verweist auf die »Unabhängigkeit der

Information aus erster Hand:
Teilnehmende der KDA-Studienreise
mit einem Vio.Me-Mitarbeiter (li.)
und dem Dolmetscher (z. v. li.).



Justiz«. Dabei hatte der heutige Präsident Tsipras, als er noch vor der Regierungsübernahme die Fabrik besuchte, betont, Vio.Me sei ein Beispiel und gar Vorbild für eine »produktive Rekonstruktion der Ökonomie« und deshalb zu fördern ...

In der Tat kann Vio.Me als ein Beispiel für die sich zunehmend entwickelnden Ansätze Solidarischer Ökonomie in Europa gelten – auch für uns beim KDA, die wir über eine Transformation hin zu mehr sozialer und ökologischer Nachhaltigkeit nachdenken.

»Kapital: unsere Arbeit Investition: unsere Kinder Profit: unsere Freude«

Transparent in der Vio.Me-Fabrikhalle

So bleibt zu hoffen, dass dieses großartige »Selbsthilfe-Projekt« überlebt. In einer Presseerklärung von Vio.Me heißt es, dass die Produktion nur knapp 1/7 der zu versteigerten Fabrikanlage ausmache und unkompliziert vom Rest abtrennbar wäre. Die Arbeiterinnen und Arbeiter von Vio.Me hätten es verdient, dass politisch vernünftige Entscheidungen ihnen eine solide Basis schaffen. Sie haben nicht nur Mut bewiesen, sondern auch Verzicht geleistet und viel Eigeninitiative gezeigt in der Krise.

So können Sie das griechische Unternehmen Vio.Me unterstützen:

- Kauf von Bio-Seife, z. B. über:
www.neues-deutschland.de/shop/article/1457169
- Solidaritätserklärungen, z. B. direkt unter:
www.viome.org/p/deutsch.html
- Mitarbeit in einer Solidaritätsgruppe: in Hamburg siehe z. B.
www.attac-netzwerk.de/hamburg/ags/griechenland/
- Spenden über den KDA Duisburg-Niederrhein (s. u.).

Der KDA Duisburg-Niederrhein, der EU-Bürgerservice der Stadt Duisburg EUROPE DIRECT sowie Teilnehmende der Studienreise haben im Herbst 2015 einen Griechenland-Unterstützerkreis gegründet. Ein wichtiger Kooperationspartner ist die Griechisch-orthodoxe Kirche der Heiligen Apostel Petrus und Paulus in Duisburg-Hochfeld. Mehr Informationen in einem Flyer, der Hintergründe beschreibt und mehrere Projekte vorstellt, für die um Unterstützung gebeten wird, so auch Vio.Me.

Download: www.ev-laboratorium.de → Service
Kontakt: Kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt (KDA)
Region Duisburg/Niederrhein
Am Burgacker 14-16
47051 Duisburg
Telefon 0203 – 2951-317
E-Mail: kda@kirche-duisburg.de

Spendenkonto:

Evangelischer Kirchenkreis Duisburg
IBAN: DE46 3506 0190 1010 1010 14
Bank für Kirche und Diakonie eG – KD-Bank
Bitte Verwendungszweck angeben: »Griechenland
unterstützung« und gegebenenfalls Hinweis
auf ein bestimmtes Projekt, z. B. »Vio.Me«.



Ein Treffen der Initiative in Bernitt – Christian Peters (hinten re.) vom KDA ist mit dabei.

Mutig oder eher verrückt?

Dorfläden erleben eine Renaissance in Deutschland. Ein Beispiel ist Bernitt im Landkreis Rostock, wo eine Genossenschaft Mitte 2016 einen Laden eröffnen will. Unterstützung kommt vom KDA im Rahmen des Projekts »Solidarische Ökonomie«.

Von Christian Peters

Am 1. Februar 2015 fiel der Startschuss für das dreijährige KDA-Projekt »Solidarische Ökonomie«. Es leistet einen Beitrag zur Stabilisierung strukturschwacher Räume vor Ort. Gemeinsam mit Kirchengemeinden werden ökonomische Perspektiven für einzelne Standorte entwickelt und umgesetzt. Die Verwirklichung der jeweiligen »Projekte« setzt dabei zentral auf die Beteiligung von Partnern vor Ort: etwa die Kommunen, die lokale Wirtschaft und *last but not least* die Zivilgesellschaft.

Die Dorfladeninitiative in Bernitt bei Bützow (Landkreis Rostock) kam in diesem Rahmen als Erste auf Christian Peters zu und bat um Unterstützung. In der Initiative, die den

kürzlich geschlossenen Dorfläden wieder eröffnen möchte, haben sich zahlreiche Bernitter Bürgerinnen und Bürger zusammengeschlossen. Eine initiierende Rolle spielte dabei der Verein »Kirche bewegt«. Unterstützung gibt es auch seitens der Bürgermeisterin und der Gemeindevertretung.

Gerade Ältere brauchen aufgrund eingeschränkter Mobilität ein Einkaufsangebot vor Ort.

Ziel der Initiative ist es in erster Linie, eine Versorgung mit Waren des täglichen Bedarfs zu schaffen – mit Schwerpunkt auf regionalen Produkten. Mit dem Dorfladen entsteht ein ortsnahes Angebot für die Sicherung der Grundbedürfnisse der Einwohnerinnen und Einwohner, insbesondere auch der älteren Menschen.

Einer der Gründe für die zu beobachtende Renaissance der Dorfläden liegt nämlich darin, dass das Durchschnittsal-



ter auf den Dörfern stark ansteigt und die älteren Menschen aufgrund eingeschränkter Mobilität eher Angebote vor Ort brauchen.

Mut oder Übermut?

In Bezug auf das Thema stellt sich zunächst die Frage, warum zunehmend wieder Dorfläden (in Deutschland ca. 250) dort entstehen, wo, meist aufgrund von Insolvenz bzw. einer sehr schwierigen wirtschaftlichen Situation, bisherige Läden geschlossen wurden. Hintergrund sind die Konkurrenz durch den meist billigeren Supermarkt in der nächsten Kleinstadt, die größere Zahl an (Arbeits-)Pendlerinnen und -pendlern, die auf ihren täglichen Wegen außerhalb des Dorfes einkaufen, und der Bevölkerungsrückgang in einem großen Teil der ländlichen Regionen.

Sind hier also Naive am Werk, die ohne ökonomischen Sachverstand in einer Traumwelt agieren? Dann würde man nicht von Mut sprechen können. Handelt es sich vielleicht eher um ökonomische Unvernunft als um Mut? – Die Zahlen sprechen klar dagegen: In Großbritannien, wo der Trend zum »community shop« schon über zweieinhalb Jahrzehnte anhält, sind die Insolvenzraten dieses Sektors deutlich niedriger als im wirtschaftlichen »Mainstream«. Das gleiche gilt in Deutschland für Genossenschaften, eine häufige Rechtsform für Dorfläden.

Zurück zur (etwas veränderten) Frage: Wodurch kommt es zu einer solchen Renaissance der kleinen Läden auf dem Lande? Was sind Faktoren des Erfolgs bzw. der Nachhaltigkeit? Häufig genannte Gründe im ökonomischen Kontext sind:

- Menschen kaufen besonders gern dort ein, wo sie an einem gemeinschaftlichen Unternehmen finanzielle Anteile haben oder sich durch (meist unbezahlte) Arbeit einbringen. Dorfläden sind sehr häufig nicht nur von Bürgerinnen und Bürgern initiiert, sondern werden von diesen auch praktisch umgesetzt.
- Die Kosten für Personal werden durch (zusätzliche) unbezahlte Arbeit der Genossenschafts- oder Vereinsmitglieder gering gehalten. Dies gilt besonders auch für Planung und Buchhaltung.
- Mietkosten sind häufig geringer als in »normalen« Privatunternehmen: Durch die Gemeinwesenorientierung sind Kommunen, gemeinnützige Organisationen oder die Kirche nicht selten bereit, Räume günstiger oder sogar ohne Bezahlung zur Verfügung zu stellen.
- Durch die Mitgliederorientierung des Geschäfts weiß man sehr genau, was die Kundinnen und Kunden im Laden sehen möchten.

- Eine Orientierung am Bedarf statt an Profit und Wachstum ermöglicht Spielräume, wo größere »Player« im Einzelhandel etwa mit einer Mindestkundenanzahl kalkulieren. Dabei muss Wirtschaftlichkeit natürlich auch im Dorfladen gegeben sein.

Es scheint sich also nicht um Übermut zu handeln. Man könnte jetzt jedoch fragen, ob die Ladengründung aus den genannten ökonomischen Gründen gar nicht so besonders mutig ist. Ist so ein Unternehmen ohnehin ein »Selbstläufer«? Wieviel Mut braucht es? – Die Praxis zeigt, dass es viel Mut von den Menschen erfordert, einen solchen Sprung ins Ungewisse zu wagen, zumal sie sich meist für eine lange Zeit verpflichten. Sich mit anderen im Dorf zusammenzutun, um gemeinsam einen Laden zu gestalten, zu managen und ggf. auch gemeinsam selbst zu betreiben, ist eine große Aufgabe.

Standhaft bleiben, der Vision folgen

Zurück nach Bernitt: Hier ist der Träger des entstehenden Geschäfts seit dem 1. Juni 2015 eine Genossenschaft mit dem Namen »Bernitter Dorfladen eG«. Sie hat etwa 30 Mitglieder und zahlreiche zusätzliche Unterstützerinnen und Unterstützer. Im Alltag hat sich gezeigt, wie viel Mut erforderlich ist:

- (Lang-)Mut, wenn z. B. zu einer Planungssitzung nur vier Personen kommen, man aber viel zu besprechen hat, was alle betrifft. Und dies passiert (wenn auch selten).

Mut ist nötig, um vor lauter Bürokratie das Ziel nicht aus den Augen zu verlieren.

- Mut, trotz aller Kompliziertheit der europäischen Förderregeln oder des Genossenschaftsrechts weiterzumachen und das Ziel vor lauter Bürokratie nicht aus den Augen zu verlieren.
- Mut weiterzumachen, auch wenn die Zusammenarbeit, gerade zwischen den Generationen und zwischen Neubürgern und Alteingesessenen, einmal nicht einfach ist.
- Vor allem Mut, standhaft gegen Kritikerinnen und Kritiker aus dem Dorf zu bleiben, die immer nur die Schwierigkeiten sehen und schon immer gewusst haben, dass »das alles nichts wird«.
- Mut, sämtliche Aktivitäten neben Familie und Job zu leisten.



Professioneller Auftritt: Der Apfel ist das wiedererkennbare Zeichen des Dorfladens.



Selbstgebackenes aus dem Dorf, Gemüse aus der Region: Der Laden setzt auf Produkte ohne lange Transportwege.

- Natürlich den Mut, den anderen Akteurinnen und Akteuren zu vertrauen und ein Stück Realität gemeinsam zu gestalten, statt Gegebenes einfach so hinzunehmen.
- Und den großen Mut, trotz aller Dinge, die nicht einfach sind, gemeinsam an der »Vision« festzuhalten.

Der Mut der Bernitter hat sie ihrem Ziel schon ein gutes Stück nähergebracht: Die Kommune stellt einen Raum, zunächst für zwei Jahre mietfrei, zur Verfügung. Das Geld für die Renovierung und die Ladenausstattung ist durch Genossenschaftsanteile und Förderung durch das Land bereits vorhanden. Kontakte zu den zukünftigen Lieferanten wurden aufgenommen, und es hat sich eine sehr aktive Frau aus dem Bereich Handel gefunden, die die Hauptkraft im Verkauf wird. Die Eröffnung des Ladens ist für Juni 2016 geplant.

Die neue Dorfmitte

Der Dorfladen in Bernitt ist ein idealtypisches Beispiel für die Dorfladenbewegung in Deutschland: Er schafft nicht

Der Dorfladen wird zum Treff- und Kommunikationspunkt.

nur Einkaufsmöglichkeit im Ort, sondern sorgt auch für ein neues »Wir-Gefühl«. Der Laden wird als wichtiger Treff- und Kommunikationspunkt in der Mitte des Dorfes gesehen. Für eine Reihe von Dorfbewohnerinnen und -bewohnern ist dies der wichtigste Grund, aktiv für den Laden einzutreten.

Pläne für weitere Projekte in diese Richtung sind bereits vorhanden: So planen die Organisatoren eine kleine Touristeninformation, ein Restaurant für Mittagsgäste und eine Bibliothek in der Dorfmitte. Ziel ist, die Lebensqualität im ländlichen Raum sichtlich zu erhöhen.

Mehr Informationen: www.bernitterdorfladen.de

Solidarische Ökonomie

Die Federführung für das KDA-Projekt »Solidarische Ökonomie« hat der Sozialökonom Christian Peters. Neben dem Dorfladen in Bernitt unterstützt er in anderen Orten den Aufbau einer Tagespflege, die Planung eines gastronomischen und kulturellen Treffpunkts und das Konzept einer lokalen Tauschökonomie. Dabei hat Peters, wie er selbst sagt, »schon viele Mutige getroffen, die sich ein Stück Paradies auf die Erde holen möchten«. Das Projekt »Solidarische Ökonomie« ist gemeinsam mit der Evangelischen Akademie der Nordkirche Partner im Forum »Ländliche Entwicklung Mecklenburg-Vorpommern«, dem darüber hinaus verschiedene Akteure aus der Wissenschaft angehören.

»Könnte besser sein«

Es braucht Mut, um Veränderungen herbeizuführen, in der Gesellschaft ebenso wie in Unternehmen. Führungskräfte sollten Mut, Kritik und Kreativität fördern, statt auf Kontrolle und Angst zu setzen.

Von Rüdiger Schmidt

Auf die Frage »Wie geht es Ihnen am Arbeitsplatz?« kommt oft die flüchtige, häufig sogar resignierte Antwort: »Könnte besser sein.« Warum könnte? Ist denn an der gegebenen Situation nichts zu ändern oder zu verbessern? Im Leben hängt viel davon ab, ob wir uns trauen und fähig sind, etwas zu verändern. Mut ist eine der Fähigkeiten, die wir brauchen, um mit Altem zu brechen und Neues zu schaffen, notwendigen Wandel herbeizuführen – ein Potenzial, das jeder Mensch grundsätzlich in sich trägt. Aber vor allem eine Kraft, die sich nutzen lässt, um risikobehaftete Reformen herbeizuführen. Mutig bedeutet nicht angstfrei zu sein, sondern die Bereitschaft, im Bewusstsein der Angst etwas zu tun, was man für richtig hält. Es gibt jedoch auch in der Arbeitswelt Strukturen und Verhaltensweisen, die unsere gegebene Furcht gezielt instrumentalisieren und damit versuchen, uns

Wir brauchen Mut, um mit Altem zu brechen und Neues zu schaffen

In diesem Jahr wäre die vergangene DDR 67 Jahre alt geworden. Schauen wir einmal zurück: Politisch herrschte damals ein Klima geprägt von Angst und Ohnmacht. Wer sich nicht der Ideologie des Systems unterwarf, wurde ausgegrenzt oder als Gegner verfolgt und bestraft. Bereiche des Ministeriums für Staatssicherheit waren nur damit beschäftigt, die Gesinnung und das Leben der Bürgerinnen und Bürger zu kontrollieren. Angst war ein Instrument der Macht. Die Herrschenden in der DDR bestritten jeder Opposition generell die Existenzberechtigung und damit jede Form einer kritischen Teilhabe an der Gesellschaft. Wer aufbegehrt, hatte den Preis dafür zu bezahlen. Feigheit wurde belohnt und Aufrichtigkeit ausgegrenzt. Mut und Zivilcourage wurden weder herausgefordert noch belohnt, und dennoch gab es Einzelne und kleine Gruppen des Widerstandes, oft unter

dem Dach der Kirchen. Ohne den Mut vieler Frauen und Männer, der Einschüchterung und verordneten Furcht zu widerstehen, wäre das wiedervereinigte Deutschland vielleicht noch nicht Realität.

Früher in der DDR sollte die Arbeit nicht allein dem Broterwerb dienen, nicht Teil der Selbstverwirklichung sein, sondern auch ideologisch-politischen Forderungen genügen. Die starre, zentralistische Planwirtschaft der DDR behinderte nicht nur wirtschaftliche Abläufe und Innovationen, sondern förderte durch ihre autoritären Strukturen auch berufliche Anpassung und Unterordnung. Einige Menschen brachten angesichts dieser Lage den Mut zu beruflicher Veränderung auf. Akademiker waren zum Beispiel als Hausmeister in kirchlichen Einrichtungen tätig und brachten ihr Wissen und ihre Erfahrungen in die kirchliche Friedens- und Umweltarbeit ein. Von außen belächelt, gewannen diese Menschen ungeahnte Freiheiten. Indem sie mutig gegen den Strom schwammen, legten sie den Grundstein für den politischen Umbruch in der DDR.

Aus der Geschichte lernen

Diese Erfahrungen liegen jetzt eine Generation zurück, und wenn wir kritisch auf unsere Geschichte schauen, können wir daraus lernen. Wie sieht es heute in unserer Gesellschaft aus? In vielen Unternehmen werden gezielt ökonomische Ängste erzeugt und geschürt: Über allem steht der Arbeitsplatzverlust, außerdem die Angst vor Ausgrenzung unter Kollegen oder dem Nicht-Erreichen von Zielvorgaben, die Furcht, zu geringe Gewinne einzufahren oder gesellschaftliches Ansehen zu verlieren. Angst ist zu einem gängigen Machtinstrument in vielen Führungsetagen geworden. Gehorsam und Unterwerfung sind dort gefragt und werden »belohnt«. Angst macht Menschen manipulierbar. Manche Unternehmen und Führungskräfte sehen sich häufig nicht als Teil der Gesellschaft, sondern als ihr Gegenüber im Sinne einer unabhängigen Elite. Wenn Mitarbeiter einen Großteil ihrer Kraft dafür einsetzen müssen, sich über Checklisten oder Protokolle abzusichern, bleibt kein Platz mehr für die Entwicklung neuer oder besserer Ideen. Eine imaginäre Erfolgsquote und Gewinnmaximierung im weitesten Sinn stehen vor den effizienten und innovativen Absichten des Unternehmens.

Ein Beispiel für derart unverantwortliche Profitgier lieferte in den letzten Monaten der Volkswagen-Konzern. Mit krimineller Energie haben leitende Mitarbeiter Gesundheits- und Abgasnormen ausgehebelt und damit die Existenz des ganzen Unternehmens gefährdet. Wo bleibt der gemeinwohlorientierte Beitrag für unsere Gesellschaft?

Kontrolle statt Kreativität

Unter einem derart verengten ökonomischen System sterben vielerorts Kreativität und aktive Mitarbeiterbeteiligung. Das Berechnen, Steuern und Kontrollieren der vom Mitarbeiter zu erbringenden Leistung sind kontraproduktive Instrumente des wirtschaftlichen Handelns im Allgemeinen und der Leistungsoptimierung im Speziellen. Selbst Jack Welch, früher für seine Härte berühmter geschäftsführender Vorstand von General Electric und »Manager des Jahrhunderts«, der als Erfinder des »Performance-Management« gilt, nach dem die Leistung der Mitarbeitenden stets von oben zu steuern ist, distanziert sich heute vollständig von dieser Idee. Obwohl die Gefahr auf der Hand liegt, mit diesem Ansatz ein System der Angst und Demotivation zu schaffen, sind viele deutsche Unternehmen gerade erst dabei, das besagte Performance-Management einzuführen. Unsere jüngste Geschichte hat gezeigt, dass derartig einengende Systeme nicht von Bestand und auch ökonomisch nicht wirkungsvoll sind. Sie machen aus Menschen eine graue, angepasste Masse von »Mitläufern«, die sich längst in die innere Immigration verabschiedet haben. Wir brauchen andere Kriterien, die den Wert von Unternehmen nicht nur an finanziellem Erfolg festmachen, sondern an ihrem positiven Beitrag für die Gesellschaft.

Zivilcourage in der Arbeitswelt bedeutet: angebrachte Kritik üben und auf Missstände hinweisen. Das birgt für die Einzelnen Risiken und erfordert Mut. Moralische Verantwortung und sozial verantwortliches Handeln fordern überdies Solidarität und Zivilcourage von Führungskräften und Mitarbeitenden geradezu ein, um notwendige Veränderungen herbeizuführen. Die Wertschätzung kritischer und damit mutiger Mitarbeitender setzt jedoch ein Firmenethos voraus, das auf Werten beruht, an denen sich ein guter Betrieb orientiert. Zivilcourage am Arbeitsplatz kann innovative Veränderungen und positive betriebswirtschaftliche Effekte bewirken.

Missstände ansprechen, Fehler akzeptieren

Um die eingangs erwähnte Frage nach dem Arbeitsplatz nicht mit »Könnte besser sein« zu beantworten, müssen wir

aktiv werden. Es braucht unseren Mut zu klärender Auseinandersetzung und unsere Bereitschaft, Missstände frühzeitig gegenüber den Verantwortlichen offen anzusprechen. Es gehört allerdings auch Mut dazu, dabei selber Fehler zu machen und bei anderen zu tolerieren. Das erfordert nicht nur Zeit und Engagement, sondern auch Vertrauen und die Einsicht, dass Fehler dazugehören und wir uns ohne Fehler nicht weiter entwickeln können. Im Unternehmen Google lautet ein bekanntes Motto »Lieber hinterher mal um Verzeihung bitten, als vorher immer um Erlaubnis fragen«. Letztendlich ist der Preis für nicht aufgebrachten Mut zu hoch, weil dies oftmals der Anfang vom Ende einer sozialen oder kommerziellen Organisation sein kann, wie uns die Geschichte gelehrt hat. Notwendig sind eine ethisch orientierte Betriebskultur und unbeirrte »Vermittler«, die auf die Einhaltung grundlegender Werte achten.

Der Preis für nicht aufgebrachten Mut ist hoch – zu hoch.

Aber unter dem Strich steht noch immer die Frage im Raum: Wo bleiben wir mit unserer Angst? Ich erinnere mich: Damals in der DDR gab es nicht viele Schallplatten aus dem »NSA«, dem nichtsozialistischen Ausland (ja, man hörte noch Schallplatten!). Ich hatte eine LP des österreichischen Liedermachers André Heller erstanden. Noch heute höre ich gerne die knisternden Tonträger, die uns damals Mut machten. Zum Thema Angst beschäftigten wir uns 1984 im Rostocker Jugendkreis der Innenstadtgemeinden im Rahmen der Friedensdekade mit einem Titel aus Hellers musikalischer Biografie, dem »Angstlied«. Eine Textzeile darin lautet: »Es gibt eine Angst, die macht klein, die macht einen krank und allein, und es gibt eine Angst, die macht klug, mutiger, freier von Selbstbetrug.« Diese Zeile wurde für uns zum Wegbegleiter.

»In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.« Mit diesen Worten tröstet und ermutigt Jesus seine aufgebrachten und fragenden Jünger, als er sie auf seinen Abschied vorbereitet. Der Satz – Beurteilung und Versprechen zugleich – ist den sogenannten Abschiedsreden entnommen, ganz fünf Kapitel widmet der Evangelist Johannes diesem Thema. Den Worten können wir entnehmen, wie Jesus sich menschlicher Verunsicherung annimmt: Er wischt sie nicht weg, sondern gesteht zu. Er nimmt unsere Angst auf sich. Die Angst der Welt, sie ist sein Kreuz, er trägt sie, macht sich klein, krank und allein, um zurückzukehren und uns damit Mut zu machen: Mut zum Handeln.

Altes Silber, neues Leben

Ob restaurieren oder reparieren, aufarbeiten, pflegen oder Messer schärfen – das Arbeiten mit Silber ist die Leidenschaft von Maxi Hänsch. Altem Silber gibt die gelernte Galvaniseurmeisterin neues Leben. Die 34-Jährige führt seit 2010 die Altonaer Silber Werkstatt und ist eine Macherin, wie sie im Buche steht. Deutschlandweit schätzen Kundinnen und Kunden die Kenntnisse der Expertin und vertrauen ihr historische Silberschätze an.

Durch die Zusammenarbeit mit dem Landesverband der Handwerks-Junioren Hamburg lernte KDA-Referentin Kerstin Albers-Joram Maxi Hänsch kennen. Im nachfolgenden Interview wird deutlich, mit wie viel Mut die Galvaniseurmeisterin ihren beruflichen Weg eingeschlagen hat und nun die Tradition der Silberwerkstatt fortführt.

Die Altonaer Silber Werkstatt wurde 2014 als Hamburgs bester Handwerksbetrieb ausgezeichnet. Mit diesem Preis ehren die Hamburger Sparkasse und die Handwerkskammer Hamburg besondere Betriebe. Für Sie persönlich: Wofür steht die Auszeichnung »Handwerkspreis 2014«? Was verbinden Sie damit?

Maxi Hänsch: Als wir vor zwei Jahren in der engeren Auswahl für den Handwerkspreis standen, war das schon eine große Ehre. Mir wurde bewusst, dass der Weg, den mein Vater gegangen ist und den ich nun weiterführe, der richtige ist. Er sagte immer zu mir: »Maxi, andere dürfen günstiger sein als wir. Aber niemand darf besser sein!« Mein Vater verstarb plötzlich. Mir fehlte von einem Tag auf den anderen der Ansprechpartner für viele Fragen und für den Austausch im beruflichen Alltag. Auch seine Ratschläge fehlten mir und fehlen mir nach wie vor.

*Chefin im Blaumann:
Maxi Hänsch leitet
die Altonaer Silber
Werkstatt.*



Die Anfänge waren sehr schwer. Aber wir als Team konnten es auffangen, dass die jahrzehntelangen Erfahrungen meines Vaters nicht mehr da waren. Als Team sind wir gemeinsam unseren Weg gegangen und haben 2014 den Handwerkspreis gewonnen. Der Preis hängt gut sichtbar bei uns im Eingangsbereich der Silberwerkstatt. Er erinnert uns jeden Tag daran, dass wir den für uns richtigen Weg gegangen sind und diesen weiter verfolgen sollten.

Ihr Weg zur Altonaer Silber Werkstatt hat sich nicht ganz natürlich ergeben, sondern Sie wagten einen kompletten Neuanfang. Wie viel Mut brauchten Sie dafür, und wer oder was hat Ihnen diesen Mut gegeben?

Ich war von Anfang an Feuer und Flamme für den Betrieb meines Vaters. Ich wusste einfach: Das ist es, was ich machen will, und das gab mir den Mut, diesen Weg einzuschlagen und konsequent zu verfolgen.

Nach dem Abitur hatte ich begonnen, Betriebswirtschaftslehre zu studieren. Zu meinem Vater, der damals nach Hamburg gegangen war, hatte ich keinen Kontakt. Durch die frühe Trennung meiner Eltern bin ich ohne ihn aufgewachsen. Nach 18 Jahren nahm ich mit ihm Kontakt auf. Das war 2002 und es hat mich einigen Mut gekostet. Nach dem ersten Besuch in der Altonaer Silber Werkstatt brach ich mein Studium im 4. Semester ab. Seine Begeisterung für das traditionelle Handwerk sprang sofort auf mich über. Ich ging bei ihm in die Lehre zur Galvaniseurin. Die Ausbildung beendete ich so gut, dass ich über ein Stipendium direkt im Anschluss den Meister absolvierte. Mit Abschluss des Meisters über schrieb mir mein Vater einen Teil der Firma. Sein Vertrauen in mich gab mir viel Mut, aber auch mein Vertrauen in ihn stärkte mich. Gemeinsam haben wir dann die Altonaer Silber Werkstatt geführt.

Nach seinem unerwarteten Tod 2010 gab mir die einfach großartige Unterstützung durch mein Team Zuversicht und Mut, weiterzumachen. Es ist ein eingespieltes Team mit einem starken Wir-Gefühl, mit sehr flacher Hierarchie und geteilter Verantwortung, das mir den notwendigen Halt gab und gibt.

Jeder vierte Handwerksbetrieb in der Hansestadt Hamburg wird laut Statistik von einer Frau geführt. Dennoch sind Frauen im Handwerk und vor allem in Führungspositionen unterrepräsentiert. Welche Erfahrungen haben Sie gemacht, als Sie in den Betrieb einstiegen und nach dem unerwarteten Tod Ihres Vaters als Frau »das Ruder« im Betrieb übernahmen?

Mein Team hat mich zu keinem Augenblick als weibliche Führungskraft infrage gestellt, sondern hervorragend unterstützt. Die Reaktion der Kunden war unterschiedlich: Es wurde in Beratungen mehrfach nach DEM Meister oder DEM Chef gefragt.

»Frauen müssen sich auch heute noch mehr beweisen als ihre männlichen Kollegen, um als Führungskraft anerkannt zu werden.«

Als weibliche Führungskraft im Handwerk – in einem männlich dominierten Berufsfeld – wird man gern mal belächelt. Ich glaube, Frauen müssen sich auch heute noch mehr beweisen als ihre männlichen Kollegen, um als Führungskraft anerkannt zu werden. Inzwischen merke ich jedoch kaum noch einen Unterschied im Kundenkontakt. Das liegt auch daran, dass ich in meiner Rolle sicherer geworden bin und die Kunden im Beratungsgespräch meine Kompetenz schnell erkennen und diese schätzen.

Geschätzt 10.000 Besteckteile durchlaufen pro Jahr Ihre Silberwerkstatt. Der Betrieb – gegründet im Jahr 1887 – blickt auf eine erfolgreiche fast 130-jährige Hamburger Handwerkstradition zurück. Der Handwerkspreis 2014 zeugt von dem Erfolg Ihres Handelns. Was macht den heutigen Erfolg aus? Was bedeutet es für Sie, für die Zukunft eines Traditionsunternehmens verantwortlich zu sein?

Silberstücke, die wir bearbeiten, haben bereits eine Geschichte hinter sich. Unsere Kundinnen und Kunden verbinden mit ihren Bestecken oder Leuchtern viele schöne Erfahrungen. Wir sorgen dafür, dass das Silber für die nächs-

ten Jahrzehnte weiterhin täglich genutzt werden kann. Das tun wir überwiegend mit traditionellen Mitteln, sodass wir den Wert des Silbers erhalten können.

Es liegt mir am Herzen, dass wir zukunftsfähig bleiben und auch für jüngere Kundinnen und Kunden interessant werden bzw. sind. So bauen wir unseren Onlineshop weiter aus und legen Wert auf eine attraktive und informative Homepage.

Im Blaumann hinter der Werkbank, mit feuerfesten Handschuhen und Gesichtsschutz – und auf der anderen Seite die vielfältige Arbeit im Büro: Wenn Sie auf sich als Chefin der Werkstatt und als Galvaniseurmeisterin schauen, was sind Ihre größten Herausforderungen im Alltag? Und was hilft Ihnen, sie zu bewältigen?

Wir sind ein traditionelles Handwerk. Eine meiner größten Herausforderungen ist, dass wir dennoch zukunftsfähig bleiben. Silber befindet sich in immer weniger Haushalten auf dem Tisch. Reine Handarbeit wird immer seltener. Wir haben eine ganze besondere Werkstatt, und wir schenken 100 Jahre alten Teekannen ein neues Leben. Und sehen die meisten Sachen wohl erst in 50 bis 70 Jahren für eine erneute Restaurierung wieder. Meine größte Herausforderung ist also, dass wir und die Teekanne dann noch da sind.

Auch der Wechsel zwischen den unterschiedlichen Rollen innerhalb der Silberwerkstatt ist eine Herausforderung und fällt mir nicht immer leicht. Zum einen bin ich Kollegin im Team, die handwerkliche Aufgaben wie Versilbern oder Teilvergolden ausübt, zum anderen bin ich die Entscheiderin auf der übergeordneten Ebene. Die Komplexität meines Aufgabenfeldes nimmt auch aufgrund neuer Medien und eigener Ansprüche ständig zu. Es ist eine Herausforderung, dem gerecht zu werden.

»Tough Mudder« hilft mir, die beruflichen Herausforderungen zu bewältigen, und gibt mir viel Kraft und Mut für meine alltäglichen Aufgaben. Vor ein paar Monaten bin ich meinen ersten »Tough Mudder« gelaufen. Das ist ein 16 bis 18 km langer Hindernislauf mit teilweise sehr anspruchsvollen Hindernissen, die körperlich und mental einiges abverlangen; unter anderem tiefe Schlammlöcher, Stromschläge und Eiswasser. Für mich war das die größte sportliche Herausforderung in meinem Leben. Und ich habe damit zugleich meinen Mut trainiert.

Ich danke Ihnen für diesen Einblick! Sie sind mutig auf Situationen zugegangen, und das kann auch anderen jungen Frauen und Männern Mut machen, einen traditionsreichen Handwerksbetrieb zu übernehmen.

Das Gespräch führte Kerstin Albers-Joram



Rückkehr der Helden

Mutige Einzelpersonen können viel bewirken, um Entwicklung voranzutreiben. Die Bürgergesellschaft ist auf diese Aktiven angewiesen. Doch wie werden sie am besten bezeichnet?

Von Ulrich Ketelhodt

Menschen, die vorangehen bei ihrem Engagement in Projekten der Bürgerbeteiligung, spielen eine wichtige Rolle, aber die Wahrnehmung dieser besonderen Verantwortung hat einen schillernden Charakter. Das zeigt sich an der Unsicherheit, wie solche Aktiven benannt werden können. »Führer« oder »Führerin« beschränkt sich auf Reiseführer u.ä. »Leithammel« oder »Zugpferd« sind eher kein Kompliment, und für Frauen erst recht nicht. »Vorbild« hat eine etwas andere Bedeutung, die aber oft mitschwingt. Wie so oft im Deutschen hilft ein Rückgriff auf die englische Sprache, der aber eigentlich ein Rück-Rückgriff ist: die »Heldin« oder der »Held«. In Deutschland ist die Bezeichnung »Held« lange sehr positiv besetzt, in den letzten Jahrzehn-

ten im Nachkriegsdeutschland etwas verpönt gewesen. Das ändert sich gerade, und zunehmend ist ein unbefangener Umgang mit diesem Wort zu beobachten.

Ein Beispiel ist die Überschrift einer Broschüre des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung: »Von Hürden und Helden«. Sie erschien 2015, Untertitel: »Wie sich das Leben auf dem Land neu erfinden lässt«. In der Studie selber ist eher wenig von Helden die Rede, sondern von Pionieren, die andere mitreißen und »außerdem eine aktive Zivilgesellschaft schaffen« (Berlin-Institut 2015, S. 10); oder von »Heldinnen und Helden« (dann aber mit Anführungszeichen versehen), die »den Mut und die Kreativität aufbringen, neue Wege zu gehen und Hürden aus dem Weg zu räumen« (ebd. S. 12).

Mit »Ideen, Witz und Beharrlichkeit« Hürden beseitigen

Die Studie zeigt überzeugend, was es braucht, den ländlichen Raum lebenswerter zu entwickeln: engagierte Einzelpersonen. Zum Zweiten Menschen im Umfeld, die sich mitreißen lassen, und zum Dritten eine Verwaltung, die sich dazu durchringt, Freiräume zuzulassen. »In einigen Fällen

Engagierte Einzelpersonen sind ein Motor, um den ländlichen Raum lebenswerter zu entwickeln.

sind es dann mutige Verwaltungsangestellte, die mit einer »kreativen« Anwendung von Ausnahmeregelungen ein Überspringen dieser Hürden ermöglichen oder Wege finden, wie sich gesetzliche Grenzen ausreizen lassen« (ebd.). Also auch hier sind es Einzelpersonen, auf die es ankommt. Die Studie ist eine »Sammlung von Hemmnissen ... und von mutigen Personen, die diese Hürden mit klugen Ideen, Witz und Beharrlichkeit aus dem Weg räumen. Diese Personen brauchen Unterstützung, damit sie allen Hürden zum Trotz bei der Stange bleiben, und zwar selbst, wenn sie einmal scheitern« (S. 5).

Die Bundesländer Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg sind mit der Gestaltung von gesetzlichen Freiräumen oder Versuchsfeldern einen Schritt weiter gegangen und haben sogenannte »Standarderprobungsgesetze« geschaffen. Damit können Gesetzesinitiativen mit realen Erfahrungen hinterlegt werden und haben eine stärkere Überzeugungskraft als ein »Man müsste mal versuchen«. Sehr schön die Kapitelüberschrift »Warum es zwischen 100 und null Prozent noch etwas geben muss« (S. 4).

Die Broschüre enthält viele Beispiele, wie im ländlichen Raum die Lebensqualität erhalten oder sogar gehoben werden kann. Es werden unterschiedliche Bereiche betrachtet: Mobilität, Bildung, Gesundheit, Pflege, Nahversorgung,

Soziales, Wasser, Energie und Internet. Für Menschen, die sich um die Zukunft unserer ländlichen Räume sorgen, ist dieses schmale Heft (80 Seiten) eine wahre Fundgrube!

Wer wohl die Helden sind, die die Hürden überspringen? Zwei Beispiele illustrieren das:

Unter der Überschrift »Bürgerbus Hoher Fläming – Mobil in den Dörfern« wird Bernd Hölder vorgestellt, der aus eigenem Bedarf ein Angebot für seine Region organisiert: »Es begann mit einem Beinbruch. Im Frühling 2005 saß Bernd Hölder mit seinem Gips zuhause in Mörz und kam nicht weg. Der Bus, der normalerweise je einmal morgens und nachmittags fährt, verkehrte während der Schulferien nur einmal wöchentlich. ... Bernd Hölder vertrieb sich in Mörz die Zeit mit Fernsehen, als ihn ein Bericht über Bürgerbusse elektrisierte: Demnach hatte sich im brandenburgischen Gransee ein Verein zum ehrenamtlichen Betrieb der Buslinie 835 gegründet ... Hölder machte sich ans Werk. ... Doch das erforderte erhebliche Ausdauer. Monatelang habe er herumtelefoniert, erzählt Hölder« (S. 14 f.).

Held in eigenem Interesse

Andere setzen sich für ein Angebot ein, das ihnen eine berufliche Perspektive eröffnet oder mit dem sie sich selbstständig machen können. Zum Beispiel, wenn eine Erzieherin eine Kindertagesstätte gründet, die auch nachts Betreuung anbietet. Das wirft die Frage auf: Wie selbstlos müssen Heldinnen sein? Gibt es Helden ohne Eigeninteresse? Ich meine: nein. Heinz Frey, Bauernsohn, Lehrer und Kommunalpolitiker aus Barmen zwischen Aachen und Köln, gründete DORV (Dienstleistung und ortsnahe Rundum-Versorgung), einen Tante-Emma-Laden des 21. Jahrhunderts. Kunden können dort Pakete aufgeben und abholen, Briefmarken kaufen, das Internet nutzen, Fotos ausdrucken lassen, Zeitungsanzeigen aufgeben, am Bankautomaten Bargeld abheben und vieles mehr. Frey wollte damit den 1.400 Bewohnerinnen und Bewohnern wenigstens eine Grundversorgung bieten.

Der »Tante-Emma-Laden« des 21. Jahrhunderts bietet Grundversorgung fürs Dorf.

Acht Hürden werden in dem Bericht beschrieben (S. 44 ff.), von denen bisher sechs überwunden werden konnten, weil Hartnäckigkeit, Kreativität, strategisches Denken und schlicht Glück mit am Start waren. »Zwei Vollzeitbeschäftigte und fünf Aushilfskräfte auf 450-Euro-Basis halten den Betrieb aufrecht – der ganz ohne Zuschüsse auskommt. Auch eine Vermittlungsstelle für soziale und medizinische Dienste hat auf den insgesamt 150 Quadratmetern Platz gefunden. Im Gebäude hat sich auch ein Zahnarzt niedergelassen, im

Nachbarhaus ein Allgemeinmediziner mit einer Zweigpraxis und gleich auf der anderen Straßenseite eine Kieferorthopädin. Barmen hat damit wieder ein lebendiges Dorfzentrum erhalten.«

Zum Schluss noch einmal zurück auf das »Geschmäcke« des Begriffs »Held«. Es gibt recht schlichte Verwendungen dieses Wortes. Bei der Rezension eines Romans wird vom Held der Erzählung gesprochen. In einem Beitrag von Deutschlandradio Kultur wird die frühere Auszeichnung »Held der Arbeit« in der DDR als »Produktivitätsmotor« bezeichnet: »Ein Held statt Geld«. Über Jahrhunderte hat allerdings die Verwendung in einem militärischen Umfeld überwogen, auch im 20. Jahrhundert. Kriegshelden sind in einem friedenswilligen Land keine Vorbilder. Umso hellhöriger könnte der Leser oder die Leserin werden, wenn dieser Begriff wieder gesellschaftsfähig wird in einer Zeit, in der sich Deutschland vermehrt in kriegerische Auseinandersetzungen begibt und wir Opfer unter den deutschen Soldaten zu beklagen haben. Wird bald wieder beschönigend von »gefallenen« Soldaten und vom »Heldenfriedhof« die Rede sein?

Im Kern geht es darum, Menschen wertzuschätzen, auf die wir angewiesen sind, um unser Land weiter zu entwickeln, und die Besonderes leisten bzw. geleistet haben. Das muss möglich sein, und dafür müssen wir die richtigen Worte finden. Das Land Schleswig-Holstein stellt in einer Broschüre »Engagement braucht Anerkennung – Auszeichnung für engagierte Menschen« einen ganzen Katalog der Orden und Ehrennadeln bis hin zum Fahnenband vor. Vielleicht hat meine Generation (Jg. 1953) bereits Schwierigkeiten mit lobenden Worten ganz allgemein, und jüngere Menschen können unbefangene treffende Begriffe wiederentdecken. Das ist doch eine sehr positive Entwicklung: Wer für eine lebenswerte Zukunft seinen oder ihren Mut einsetzt, soll doch gern die Auszeichnung Held oder Heldin bekommen. Ja, mehr noch, vielleicht hat sie oder er das auch verdient.

Von Hürden und Helden – Wie sich das Leben auf dem Land neu erfinden lässt. Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung, Berlin 2015.

Download: www.berlin-institut.org/publikationen/studien/von-huerden-und-helden.html

Beim Thema Internet zeigt ein Beispiel aus Nordfriesland, wie eine privatrechtliche Bürgergesellschaft den Breitband-Ausbau für schnelles Internet in die Hand nimmt – bzw. auf welche Hürden sie dabei stößt (S. 70 ff.).

»Warum sollt' ich mich denn grämen?«

Es braucht Mut, um Veränderungen herbeizuführen, in der Gesellschaft ebenso wie in Unternehmen. Führungskräfte sollten Mut, Kritik und Kreativität fördern, statt auf Kontrolle und Angst zu setzen.

Von Pastor Harald Schrader

Singen macht glücklich. Auf diese Kurzformel lässt sich die Erfahrung derer bringen, die sich einem Chor anschließen, um durch die gemeinsame Freude an der Musik beruflichen Stress zu bewältigen und individuelles Wohlbefinden zu steigern. Arbeitspsychologinnen und -mediziner haben längst die »Ressource Musik« wissenschaftlich untersucht und belegt, was eine Chorsängerin

Paul Gerhardt – ein Vorbild für Glaubensmut und Gottvertrauen.

einmal so formulierte: »Ich kann alles um mich herum vergessen und bin danach wieder voller Energie.« Das evangelische Liedgut bietet mit dem Gesangbuch eine reiche Quelle für tröstliche wie ermutigende Texte, die helfen, eigene Gefühle in traditioneller Sprache auszudrücken. Paul Gerhardt (1607–1676), neben Martin Luther der produktivste Liederdichter im Protestantismus, hat im Angesicht einer Welt in Aufruhr und Krieg und inmitten persönlicher Gefährdungen für Leib und Leben zuversichtlich und beharrlich gegen den Augenschein einer gottlosen Welt angeglaubt und angedichtet. Damit ist er zu einem Vorbild für Glaubensmut und Gottvertrauen geworden.

Mit heiliger Nüchternheit

»Warum sollt' ich mich denn grämen? / Hab ich doch Christus noch, / wer will mir den nehmen? / Wer will mir den Himmel rauben, / den mir schon Gottes Sohn / beigelegt im Glauben?« (EG 370). Im aktuellen Evangelischen Gesangbuch finden sich nur einzelne Lieder, die mit einer Frage beginnen. Genau genommen sind es drei Fragen, die

Paul Gerhardt in der ersten Strophe des gleichnamigen Liedes aufwirft und in den elf folgenden Strophen nach und nach abarbeitet. Unpathetisch und mit geradezu heiliger Nüchternheit betrachtet er den Menschen coram Deo – vor Gott – und sub specie aeterni – unter dem Blickwinkel der Ewigkeit: ein irdisches Wesen voller Vergänglichkeit, das nur dank der Schöpferkraft Gottes und Christi Selbsthingabe am Kreuz werden kann, was es sein soll.

Paul Gerhardt blickt auf das neugeborene Menschenkind – »nackend lag ich auf dem Boden« (Strophe 2) –, das dereinst wieder stirbt, »wenn ich werd von der Erd' / als ein Schatten fliehen«. Der Dichter spricht vom Kreuztragen und meint damit die Haltung duldbarer Dankbarkeit, weil zugleich gilt: »Gott hat mich bei guten Tagen oft ergötzt«. Es ist kein Pessimismus, wenn er resümiert: »Was sind dieses Lebens Güter? / Eine Hand voller Sand, / Kummer der Gemüter.« So ist die Realität menschlicher Existenz. Paul Gerhardt belehrt nicht und bleibt nicht unverbindlich-allgemein, sondern formuliert persönlich in der 1. Person Singular: »Warum sollt' ich mich denn grämen?« Obgleich von Gram und Sorge überschattet, gelang es Gerhardt, im Aufblick zu Gott stets neu ermutigt und erkräftigt zu werden. Nieder gedrückt von der Macht des Schicksals zweifelte er nie an Gottes weisem Regiment. Darum hätte er vermutlich auch wenig Verständnis für glaubensentwöhnte Menschen der Moderne aufgebracht, die in den eckelosen Raum ihres Selbstmitleides hineinrufen: »Wie kann Gott nur zulassen, dass ...«

Mehr als 350 Jahre trennen die Lebenszeit Paul Gerhards von der unseren; Jahrhunderte, in denen die Lebensumstände der Menschen tiefgreifenden Wandlungen unterworfen waren. Dennoch gibt es Parallelen: Die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts war geprägt von einem verheerenden kriegerischen Wüten, das insgesamt drei Jahrzehnte währte. Und das 20. Jahrhundert? Die 30 Jahre zwischen 1914 und 1945 waren gefüllt mit Kriegen, mit Not und Elend, Arbeitslosigkeit und Geldentwertung, mit zerstörten Hoffnungen und enttäuschten Erwartungen. Daran änderten auch die wenigen guten Jahre in den 1920ern nichts. Die Dimension der Verwüstungen war im vergangenen Jahrhundert anders als zur Lebenszeit Paul Gerhards. Dass knapp 50 von insgesamt 134 seiner Lieder von Kreuz und Trost, von Tod und ewigem



Das Denkmal in Lübben im Spreewald, wo Paul Gerhardt 1676 starb. Der Bildhauer Friedrich Pfannschmidt schuf es Anfang des 20. Jahrhunderts.

Leben handeln, ist gewiss seiner Biographie geschuldet. Früh Vollwaise, musste er sich 16 Jahre an der Universität Wittenberg durchschlagen und seine Studien, bedingt durch äußere Not, mehrfach unterbrechen. Später verlor er vier von fünf Kindern und schließlich seine Frau. Auch sein beruflicher Weg war mit Schwierigkeiten und Nöten gepflastert.

Liedtexte von bleibender Bedeutung

Neben Gerhards Kreuz- und Trostliedern steht die große Anzahl von Lob- und Dankliedern. Morgen- und Abendlieder entstammen seiner Feder ebenso wie Lieder für alle Zeiten des Kirchenjahres und zur christlichen Lebenspraxis. Paul Gerhardt schöpfte aus vielen Quellen. Da war die Bibel mit beiden Testamenten, vor allem der Psalter, der ihm zum Anlass und Auftrag des Dichtens wurde. Im 37. Psalm heißt es: »Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen« (V. 5). Der 7. Vers beginnt mit den Worten:

»Sei stille dem Herrn und warte auf ihn.« Beide Verse haben ihn zu Liedtexten von bleibender Bedeutung inspiriert.

Zum einen: »Gib dich zufrieden und sei stille / in dem Gotte deines Lebens! / In ihm ruht aller Freuden Fülle, / ohn ihn mühest du dich vergebens« (EG 371). Zum andern: »Befiehl du deine Wege / und was dein Herze kränkt / der allertreusten Pflege / des, der den Himmel lenkt. Der Wolken, Luft und Winden / gibt Wege, Lauf und Bahn, / der wird auch Wege finden, / da dein Fuß gehen kann« (EG 361, 1).

»Befiehl du deine Wege«: Dieses berühmte Lied ist kunstvoll komponiert, da jeder der zwölf Verse mit einem Wort des eben zitierten 5. Verses aus Psalm 37 beginnt, sodass von oben nach unten gelesen wiederum der Vers entsteht: »Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen.« Für ungezählte Generationen ist das Lied zum geistlichen Lebensbegleiter geworden.

100 Jahre, bevor die Natur zum Gegenstand erbaulicher Betrachtungen geriet und in den Ländern der europäischen Aufklärung Jean-Jacques Rousseaus Ruf »Zurück zur Natur!«

erscholl, waren aus Paul Gerhardts kongenialen Naturgefühl die Strophen des Liedes »Geh aus mein Herz« entstanden: »Geh aus mein Herz und suche Freud / in dieser lieben Sommerzeit / an deines Gottes Gaben; / schau an der schönen Gärten Zier / und siehe, wie sie mir und dir / sich ausgeschmücket haben« (EG 503, 1).

Einstimmen in die Melodie der Schöpfung

Paul Gerhardt besaß ein untrügliches Gespür für die ihn umgebende Natur, die er nur als ein Werk der guten Schöpfung Gottes verstehen konnte. Gewiss wäre er überrascht gewesen, seine Verse zu einem Sommer- und Wanderlied verharmlost zu sehen, werden doch häufig lediglich die ersten Strophen gesungen, die allerdings auf die achte hinauslaufen, in welcher der Sänger die ihn bewegend und ins Staunen bringenden Naturimpressionen zu reflektieren beginnt. Was seinem aufmerksamen Auge nicht entgeht – Bäume, Vögel, Tiere und Getreide –, drängt ihn zum Vergleich zwischen »der schönen Gärten Zier« und dem »Garten Christi«. Die Schönheit Gottes spiegelt sich ihm in der bunt gestalteten Natur. Sein religiöser Pulsschlag steigt, bis es aus ihm herausbricht: »Ich selber kann und mag nicht ruhn, / des großen Gottes großes Tun / erweckt mir alle Sinnen; / ich singe mit, wenn alles singt, / und lasse, was dem Höchsten klingt, / aus meinem Herzen rinnen« (EG 503, 8).

Paul Gerhardt lädt dazu ein, in die Melodie der Schöpfung einzustimmen und den Gleichklang von Natur und Mensch fühlend und glaubend wahrzunehmen, wobei beide – Natur und Mensch – als Schöpfungswerke Gottes anzusehen sind. Der Dichter beabsichtigt nicht, uns die »Liebe Sommerzeit« sentimental ans Herz zu legen; wohl aber möchte er uns empfänglich machen für den »Sommer deiner Gnad«. Seine Sorge gilt nicht dem Weizen, der »mit Gewalt wächst« und dies in Jahren wiederkehrender Missernten eben nicht tut. Da Paul Gerhardt eher die »Glaubensfrüchte« im Sinn hat, dienen auch die voller Laub stehenden Bäume den spirituellen Aussagen der Strophen 8 bis 15, auf denen alles Gewicht liegt: »Verleihe, dass zu deinem Ruhm / ich deines Gartens schöne Blum / und Pflanze möge bleiben« (EG 503, 14).

Die Sonne als Symbol

Das Leben ist eine Wanderschaft, die den Menschen reifen lässt für Gottes Garten, für sein Paradies. Der Versuchung des Pantheismus zu widerstehen, fällt Paul Gerhardt nicht schwer, denn er weiß Gott und Natur zu unterscheiden. Wohl begegnet Gott *in* der Natur, doch für sich genommen eignet ihr nichts Göttliches. Alles, was Gerhardt mit seinen Sinnen aufnimmt, wird ihm zum Gleichnis für den Schöpfer. Der Sonne und ihrer Symbolkraft kommt dabei eine prominente Rolle zu. Ein Beispiel: »Die güldne Sonne voll Freud und Wonne / bringt unsern Grenzen mit ihrem Glänzen / ein herzerquickendes, liebliches Licht. / Mein Haupt und Glieder, die lagen darnieder; / aber nun steh ich, bin munter und fröhlich, / schau den Himmel mit meinem Gesicht« (EG 449, 1).

Alles, was er mit seinen Sinnen aufnahm, wurde ihm zum Gleichnis für den Schöpfer.

In diesem Lied verschmilzt, ähnlich wie in »Geh aus mein Herz«, die Freude an Gott – ein Grundmotiv der Lieder Paul Gerhardts – mit der religiösen Symbolik. Im Vordergrund stehen die Freude am Sonnenaufgang und dem beginnenden Tag sowie die Dankbarkeit für das Erwachen nach durchschlafener Nacht. Aber schon verändert sich der Ton: »Mein Haupt und Glieder, die lagen darnieder.« Der darniederliegende Mensch ähnelt einem Toten. Das Aufstehen und das Aufsehen in den Himmel verweisen auf die Auferstehung Christi. Von der zweiten Strophe an wird die Schöpfung gepriesen, die zwar in ihrer Vergänglichkeit betrachtet, zugleich aber als Abbild für jene Welt erkannt wird, in welche die Frommen dereinst eingehen werden. Die letzte Strophe fasst die Gedanken zusammen und bringt sie auf den Punkt. War in der ersten Strophe die Sonne noch recht gegenständlich, ist sie jetzt in einen umgreifenden symbolischen Kontext eingefügt: »Kreuz und Elende / das nimmt ein Ende; / nach Meeresbrausen und Windessausen /

leuchtet der Sonnen gewünschtes Gesicht. / Freude die Fülle / und selige Stille / hab ich zu warten / im himmlischen Garten; / dahin sind meine Gedanken gericht'« (EG 449, 12).

Meeresbrausen und Windessausen kennzeichnen die vergehende Welt. Aber wie nach einem Gewitter die Sonne urplötzlich die Wolkendecke durchbricht, wird sie dereinst den Menschen strahlen und »Freude die Fülle ... im himmlischen Garten« bringen. Die letzte Zeile spricht es unverhüllt aus, dass der Fromme dann in seiner eigentlichen Welt angekommen ist: »dahin sind meine Gedanken gericht'« (V. 12). Von diesem Ziel, dem Reich Gottes, bekommt der Glaube eine Anschauung, weil die Welt mit allem, was darin lebt, Verweischarakter hat: Im Irdischen ist Göttliches verborgen, irdische Realität hat etwas mit der kommenden Realität des Gottesreiches zu tun. Daher ist die Welt, in der wir leben, mehr als ein trügerischer Schein.

Mit der Kraft eines kindlichen Glaubens

Paul Gerhardt hat die Welt und das Leben in ihrer ganzen Dynamik und Spannung wahrgenommen. Mit der Kraft eines lebenslang kindlichen Glaubens und Gottvertrauens war es ihm gegeben, dieser Spannung standzuhalten und sie poetisch zu formulieren. Dies geschieht bei ihm vornehmlich in Gegensatzpaaren, denn der Mensch lebt, liebt, leidet nun einmal zwischen Himmel und Hölle. Deutlich wird das in einem 15-strophigen Lied, das sich nicht im Gesangbuch findet und so beginnt: »Auf den Nebel folgt die Sonn, / auf das Trauern Freud und Wonn, / auf die schwere bittre Pein / stellt sich Trost und Labsal ein. / Meine Seele, die zuvor / sank bis zu dem Höllentor, / steigt nun bis zum Himmelschor.«

Die begrifflichen Gegensatzpaare Nebel – Sonne, Trauern – Freud und Wonne, Pein – Labsal, Höllentor – Himmelschor zeigen illustrativ die Wende an, die der Sänger nimmt und zu der er die Mitsingenden einlädt. Inmitten aller Verstrickungen aufzublicken zu Gott, dem Vater; wie schön wäre es doch, wenn das Aufsehen der Christinnen und Christen zu Gott wieder ein Aufsehen unter den Menschen erregen würde. Paul Gerhardt geht mit gutem Beispiel voran, wenn es in dem Lied »Befiehl du deine Wege« (EG 361) an anderer Stelle heißt: »Gott gibt dir selbst die Palmen / in deine rechte



Die 1844 eingeweihte Paul-Gerhardt-Kapelle im Geburtsort des Dichters, Gräfenhainichen bei Wittenberg.

Hand, / und du singst Freudenpsalmen / dem, der dein Leid gewandt« (EG 361, 11). Oder in dem Lied »Ich bin ein Gast auf Erden« (EG 529): »Und was mich kränkt, das wende / durch deinen Arm und Kraft« (V. 9).

Wer so trostreich wie Paul Gerhardt von Leid, Sterben, Not und Tod zu sprechen ermächtigt ist, hat sich auch selbst auf das Lebensende eingestellt. Als knapp 60-Jähriger dichtete er das Lied, in dem er das Leben abschiedlich als eine Wanderschaft besingt, als eine Straße, die zur wahren Heimat führt: »Ich bin ein Gast auf Erden / und hab hier keinen Stand; / der Himmel soll mir werden, / da ist mein Vaterland. / Hier reis' ich bis zum Grabe; / dort in der ewgen Ruh / ist Gottes Gnadengabe, / die schleußt all Arbeit zu« (EG 529, 1).

Es scheint mir nicht angemessen, Gedanken zu Paul Gerhardt und seinen Trost- und Ermutigungsliedern mit dem Klage-ton der Vergänglichkeit zu beschließen. Darum soll der Blick noch einmal zurückkehren zu dem anfangs besprochenen Lied, in dessen letzten beiden Strophen offenkundig wird, wie kraftvoll und wirklichkeitsfest die Jenseitshoffnung von Paul Gerhardt gewesen ist. Das scheint mir noch einmal eine Steigerung zu sein gegenüber den Schlussversen von »Geh aus mein Herz«. Das Lied »Warum sollt' ich mich denn grämen?« endet mit diesen Versen: »Herr, mein Hirt, Brunn aller Freuden / du bist mein, ich bin dein, / niemand kann uns scheiden. / Ich bin dein, weil du dein Leben / und dein Blut mir zugut / in den Tod gegeben; / du bist mein, weil ich dich fasse / und dich nicht, o mein Licht / aus dem Herzen lasse. / Lass mich, lass mich hingelangen, / da du mich und ich dich / leiblich werd umfangen« (EG 370, 11–12).



Die Lazarus-Geschichte, wie sie um 1605 der Künstler Frans Francken d. J. darstellte. © Museum der Brotkultur, Ulm

Der Mut, den Armen zu begegnen

Im Lukas-Evangelium wird die Geschichte eines Reichen erzählt, der einen Armen mit Namen Lazarus vor seiner Tür hungern lässt. Seit dem Mittelalter wird sie als Inbegriff der Frage verstanden: Was schulden wir den Notleidenden dieser Welt? Es gehört viel Mut dazu, sich dieser Frage zu stellen. – Eine Bibelarbeit.

Von Pastor Dr. Jürgen Kehnscherper und
Pastor Oliver Stabenow

Die Geschichte beginnt wie ein Märchen: »Es war aber ein reicher Mann, der kleidete sich in Purpur und kostbares Leinen und lebte alle Tage herrlich und in Freuden.« Doch schnell wird ein Drama daraus: »Es war jedoch ein Armer mit Namen Lazarus, der lag vor seiner Tür voll von Geschwüren und begehrte, sich zu sättigen mit dem, was von des Reichen Tisch fiel; dazu kamen auch die Hunde und

leckten seine Geschwüre.« Und so geht es in Kurzform weiter: Beide sterben. Der Arme kommt in Abrahams Schoß, der Reiche in die Hölle. Von dort bittet er, dass Lazarus kommen und seine Pein lindern möge. Abraham weist das schroff zurück und verweist auf die »große Kluft zwischen uns und euch«. Der Reiche steht nicht, weil er reich ist, auf der anderen Seite, sondern weil er sein reiches Leben ohne jede Empathie gelebt hat. In seinem irdischen Leben spielte Solidarität keine Rolle, warum sollte sich im Jenseits etwas daran ändern? Er erntet, was er zu Lebzeiten¹ gesät hat.

Dann solle Lazarus wenigstens noch einmal ins Diesseits zurückkehren, bittet der Reiche, und seine fünf Brüder warnen, die sich ebenso skrupellos auf Kosten der sozial Schwächeren in der Gesellschaft ausbreiten. Jetzt wird Abraham theologisch. Die fünf haben alles, was sie brauchen, um Gott und den berechtigten Ansprüchen ihrer Mitmenschen zu begegnen: Mose und die Propheten.² – In seiner Bergpredigt bringt Jesus diesen Gedanken auf den Punkt: »Alles

terste Hölle haben sich diejenigen bereitet, die dem Gemeinwohl geschadet haben, Heuchler, Betrüger, Zwietrachtstifter, Fälscher und Verräter, denn sie zerstören mit dem Vertrauen in der Gesellschaft u. a. auch den wirtschaftlichen Kredit. Im »Purgatorium« müssen die Seelen dann auf schmerzhaft Weise das lernen, was sie zu Lebzeiten nicht wahrhaben wollten.

² Matthäus-Evangelium 7, 12.

nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch! Das ist das Gesetz und die Propheten!« – Wer aber auf das Wort Gottes nicht hört, so Abraham in unserer Geschichte, wird sich auch nicht von jemandem überzeugen lassen, der von den Toten zurückkehrt.

Soweit die Geschichte vom armen Lazarus und dem reichen Mann aus dem Lukas-Evangelium. Einen Namen hat der Reiche nicht. Es wird nicht die Geschichte eines bestimmten Menschen erzählt. Er ist eine Symbolfigur und doch zugleich eine Person mit einem individuellen Schicksal. Er bleibt namenlos, weil er im wahrsten Sinne des Wortes *herz-los* und darum auch ohne Seele ist.

Der elendige, arme Lazarus vor seiner Tür hat einen Namen und geht uns als gequältes Individuum zu Herzen. Zugleich steht er für alle Lazarusse dieser Welt. Er steht für viele Einzelne, die leiden, für die Gruppen und Schichten von Diskriminierten und Vergessenen, für die Menschen im zerbombten Syrien und die Flüchtlinge auf dem Mittelmeer, für die Verlierer der wirtschaftlichen Entwicklung seit den 1970er-Jahren bei uns und weltweit der ungesteuerten, allein der Gewinnmaximierung verpflichteten Globalisierung. Es geht um individuelles und kollektives Leid, um persönliche und gesellschaftliche Verantwortung. Es geht, biblisch gesprochen, um »Barmherzigkeit«.³

Die Geschichte dreht die Scheinwerfer voll auf, richtet sie auf die gesellschaftlichen Dramen bei uns und weltweit, indem sie das Licht scharf auf diese beiden Gestalten stellt.⁴ Der eine residiert in einer Villa. Der andere liegt auf der Straße. Der eine feiert üppige Gelage, der andere »begehrt« davon nur einen Bissen Brot – erhält ihn aber nicht. Erzählt wird es knapp, präzise, bildgewaltig. Biblisch eben. Lazarus liegt draußen und muss darauf warten, dass buchstäblich etwas für ihn abfällt. Nur was von dem übervollen Tisch herunterfällt und nicht mehr gebraucht wird, ist für ihn übrig. Lazarus lebt nicht von den »Früchten anderer«, sondern von den Abfällen der Tafel – stigmatisiert und ausgegrenzt. Die letzten, die Fürsorge und sozialen Kontakt ihm gegenüber zeigen, sind Hunde, die seine Geschwüre lecken.

Schon für die Zeitgenossen Jesu von Nazareth dürfte diese Geschichte unerträglich gewesen sein. Das Bild von den »Abfällen der Tafel«, von den Resten, die bei den sozialen Tafeln überall in Deutschland landen, ist auch heute Realität.

Die große Kluft wird erlebbar, von der die Geschichte spricht. Die Kluft zwischen den Reichen und den Armen in Deutschland,⁵ aber auch die zwischen den reichen und den armen Ländern der Einen Welt. Und in dem »Begehren« des Lazarus, das abgelehnt wird, zeigt sich ein Grundkonflikt

³ Da es in den germanischen Sprachen kein Wort für »Erbarmen« (gr. »eleein«, lat. »miserere«) gab, musste dieses Wort in der Kirchensprache erst neu gebildet werden, um das Neue Testament ins Gotische übersetzen zu können!

⁴ Die Bibelarbeit greift exegetische und sozioethische Impulse auf aus: Manfred Köhnlein (2009): Gleichnisse Jesu – Visionen einer besseren Welt, Stuttgart, S. 65–76.

unserer Welt: der Wunsch nach Teilhabe, die verweigert wird. Teilhabe an der hohen Lebensqualität der modernen Industriestaaten, die vielen Menschen in armen Ländern vorenthalten wird, und Teilhabe am gesellschaftlichen Wohlstand bei uns. Hartz-IV-Empfänger wollen zur Mitte der Gesellschaft gehören, leben aber oft in einer Parallelgesellschaft.

Das Lukas-Evangelium erzählt hier eine Geschichte, die bewegen und herausfordern, die auch irritieren und verstören kann. Sie ist ein Basistext vieler Befreiungstheologien und Kronzeugin für Gottes vorrangige Option für die Armen, die (logischerweise) gleichbedeutend mit seiner nachrangigen Option für die Reichen ist.⁶ Darum kann diese Geschichte ihre Hörer immer wieder auch so verärgern, dass sie uminterpretiert oder sogar in ihr Gegenteil verkehrt werden muss, um sie in ihren Konsequenzen erträglicher scheinen zu lassen. Und das hat eine lange Tradition. Dabei hat diese »nachrangige Option« gar nichts mit Exklusion oder auch nur Desinteresse zu tun. Der Jesus, der diese Geschichte erzählt, hat seine Option begründet mit dem Wort: Die Kranken bedürfen des Arztes, nicht die Gesunden!

Die Sünde des reichen Mannes ist nicht sein Vermögen, sondern seine Herzlosigkeit.

Zur pauschalen Reichenschelte taugt die Geschichte ebenso wenig. Die Sünde des reichen Mannes ist nicht sein Vermögen. Was ihm im wahrsten Sinne des Wortes das Genick bricht, das ist, wie er damit umgeht: seine Gleichgültigkeit, seine Herzlosigkeit, wie er teilnahmslos dem menschlichen Elend zuschaut.

II

Vor einigen Jahren wurde als Begleitmusik zur Einführung der Hartz-IV-Gesetzgebung ein Begriff aus der Vergangenheit neu belebt: die Rede von einer »Lazarusschicht« in unserer Gesellschaft. Gemeint waren Menschen, die es sich angeblich in einer viel zu großzügig bemessenen sozialen Hängematte bequem gemacht hätten, denen es zu gut ginge, als dass sie Lust hätten zu arbeiten, und die sich auf Kosten der Steuerzahler ein nettes Leben machen würden. Damit wurde nicht nur die überaus große und heterogene Gruppe von Sozialleistungsempfängern in unserem Land pauschal diffamiert. Hier wurde auch die Geschichte aus dem 16. Kapitel des Lukas-Evangeliums missbraucht.

¹ Für unseren europäischen Kulturkreis wurde diese Vorstellung durch die unvergleichliche »Göttliche Komödie« des Florentiner Politikers (!) Dante Alighieri (1265–1325) maßgeblich geprägt. Der erste Teil, das »Inferno«, beschreibt die »Strafen« ohne moralische Wertung als natürliche Folgen des Lebensstils. Bemerkenswerterweise ordnet Dante die Kreise seiner Hölle nicht analog zur kirchlichen Sündenlehre an. Maßstab ist für ihn das Wohl der Bürgergemeinschaft. Die fins-

⁵ Diese Kluft ist nach den vorab veröffentlichten Daten des neuesten Armuts- und Reichtumsberichts der Bundesregierung seit dem letzten Bericht von 2013 weiter gewachsen.

⁶ Vgl. Stefanie Schardien (2010): Leistung – ein blinder Fleck der evangelischen Theologie, in: Zeitschrift für Evangelische Ethik, 54. Jg., S. 142f.

War es Zynismus oder einfach nur Unkenntnis der biblischen Geschichte, die Menschen auf die Idee kommen ließ, dem Lazarus gehe es eigentlich ganz gut da draußen vor der Tür der reichen Gesellschaft in seiner »sozialen Hängematte« mit den Hunden, die seine Geschwüre lecken? Wahrscheinlich war es eher die Angst, sich dieser Geschichte auszusetzen. Die Furcht, sich in Frage stellen zu lassen. Das Gefühl: Hier werde ich verurteilt als Wohlhabender in einer reichen Gesellschaft mit vielen Armen – ein Gefühl, das auch den Autoren dieses Beitrags nicht fremd ist.

III

In Italien, in Neapel, wurden Menschen, die von der Hand in den Mund leben mussten, *Lazzaroni*, Lazarusse genannt. Als Johann Wolfgang von Goethe Neapel besuchte, wurde ihm gesagt, in Neapel gebe es Tausende *Lazzaroni* und das seien alles »Faulenzer«. Goethe wollte diese Faulenzer mit eigenen Augen sehen. Er hat sich auf die Suche gemacht. Von morgens früh bis abends ist er durch die Stadt gestreift. Er hat dabei äußerst viele offensichtlich sehr arme Menschen gesehen, aber keine Faulenzer! Alle waren beschäftigt und mussten sehen, wie sie über die Runden kommen. Selbst wenn jemand die Stadt jahrelang studieren und beobachten würde, schreibt Goethe in seiner »Italienischen Reise«⁷, würde er »im ganzen vielleicht bemerken, dass der sogenannte *Lazzarone* nicht untätiger ist als alle übrigen Klassen«. – Der herzogliche Minister war seiner Zeit mit dieser Beobachtung weit voraus, denn Studien unserer Tage kommen zu ganz ähnlichen Ergebnissen.⁸ Die allermeisten Menschen arbeiten ganz selbstverständlich und aus eigenem Antrieb, auch wenn sie nicht von Sanktionen bedroht werden. Wer mit Menschen zu tun hat, die längere Zeit erwerbslos sind, weiß, was sie für eine Mühe haben, ihr Leben zu organisieren und über die Runden zu kommen – im Grunde nicht anders als Goethes arbeitsame *Lazzaroni* damals in Neapel.

Auch Karl Marx, der als Spross einer jüdischen Familie mit der Bibel sehr vertraut war, hat das Bild vom armen Lazarus in seiner Wirtschaftstheorie aufgegriffen. Auch er brandmarkte damit keine vermeintlich arbeitsscheuen Menschen im »Freizeitpark Deutschland«. Die »Lazarusschicht« war für ihn die »industrielle Reservearmee«. Die große Menge an Arbeiterinnen und Arbeitern, die gezwungen und auch bereit sind, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, aber keinen Käufer finden. Aussortiert, Reservemasse und Drohkulisse für die, die noch Arbeit haben. So wie heute der »Absturz in Hartz IV« als drohendes Menetekel Menschen in prekärer Arbeit ausharren lässt – aus Angst, mit dem noch so schlecht bezahlten Job auch das gesellschaftliche Ansehen zu verlieren.

IV

Doch was passiert, wenn wir den Mut aufbringen, uns der Botschaft dieser Geschichte auszusetzen? Überfordert sie uns nicht mit ihrer Härte? Natürlich, diese mythenhafte Geschichte lässt uns stocken angesichts der Konsequenz, mit der Abraham den Reichen in seiner Not stecken lässt.

Brauchen wir die Hilflosen, die Hungernden direkt vor unserer Haustür, damit wir verständig werden?

Brauchen wir die Hilflosen, die Hungernden, die Unbekleideten direkt vor unserer Haustür, damit wir verständig werden? Waren es nicht die Bilder von den endlosen Trecks der Flüchtlinge auf der Balkanroute, waren es nicht die ersten Kontakte mit diesen Menschen, durch die in Deutschland die große Welle der Hilfsbereitschaft begann? Muss Lazarus deshalb nicht doch noch einmal zurückkehren, die fünf Brüder zu warnen?

Abraham weist auf Mose und die Propheten. Dort steht alles Nötige. Wer im Glauben unterrichtet wurde, kann sich nicht damit entschuldigen, er habe nie etwas von Nächstenliebe gehört. Selbst wer ohne christliche Sozialisation in Europa aufgewachsen ist, sollte mindestens den ebenso simplen wie tiefgründigen biblischen Spruch: »Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem anderen zu«⁹ verinnerlicht haben!

Wer Jesus entdeckt, wird frei, Gutes zu tun und das Beste zu suchen.

Die zentrale Kategorie des Glaubens ist das Hören, nicht das Schauen; das Vertrauen, nicht das Anfassen; das Sich-auf-Jesus-Einlassen, nicht das Wunder. Dieses Vertrauen auf das Wort ist Grundton im Alten und im Neuen Testament. Das verbindet Juden und Christen. Das verbindet uns auch mit den Muslimen. Das verbindet mit Abraham, dem Stammvater des Glaubens für uns Christen, der auf ein Wort von Gott hin loszog und alles hinter sich ließ. Auf das Wort hin, das in Jesus Fleisch wird, Mensch wird, an der Seite eines jeden, der leidet.

Die Begegnung mit Jesus, mit der Erscheinung Gottes in der Welt – sie verändert unsere Wege. Kein Mirakel, kein Wunder. Wer Jesus entdeckt, wird frei für seine Wege, wird frei, Gutes zu tun und das Beste zu suchen, damit unser Glaube und unser Reichtum allen Menschen dienen können, niemanden ausgrenzen und diskriminieren: befreit zum Helfen, für eine Willkommenskultur – nicht weil wir im Flüchtling von heute den Facharbeiter von morgen sehen. Weil wir in jedem Menschen Jesus Christus selber sehen, der uns sagt: »Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir zu essen gegeben.« – »Jesus hat uns freigesprochen, zu lieben, einander anzunehmen. Darum sind wir nicht frei, den Men-

schen, die vor unserer Tür stehen, Gastfreundschaft zu verwehren. Wir sind nicht wirklich frei, nicht zu teilen, was wir haben: Geld und Brot, Frieden und Freiheit.«¹⁰

Der Mut, dessen es bedarf, diese Geschichte ernst zu nehmen, ist also nur ein erster Schritt. Tun wir ihn, fallen wir in die Arme Jesu, der uns annimmt, wie wir sind, der uns aber nicht so bleiben lässt. Kein: Ich bin okay. Du bist okay. Alle sind okay. Nein, fragwürdig sind wir alle. Nichts wird in der Begegnung mit ihm ausgespart. In einer vergebenden Liebe wird es beleuchtet, die uns Schritte aufzeigt, neu anzufangen in der Nachfolge. Und dann können wir der Geschichte richtig ins Auge schauen und ihre Botschaft hören. Sie erinnert uns an etwas Zentrales: Daran entscheidet sich euer Schicksal und das der Welt, ob ihr das an euch ergehende Wort hört und wie ihr darauf reagiert. Die Geschichte erklärt uns den Ernst des Lebens in dieser Welt. Ob uns die Vision von Abrahams Schoß leitet oder ob wir mit der Welt zur Hölle fahren – das liegt an uns. Überall kann die Hölle auf uns warten, vor allem aber dort, wo der Mensch seinem Mitmenschen die Menschlichkeit verweigert.

Nun steht am Ende doch eine Ermahnung, aber das ist gut biblisch und tut uns manchmal auch gut.

⁷ Zweiter Teil, Neapel, den 28. Mai 1787.

⁸ Zum Beispiel die Jenaer Forschungsgruppe um Klaus Dörre (2013): Bewährungsproben für die Unterschicht?, Frankfurt am Main; Antje Bednarek-Gilland (2015): Fragiler Alltag – Studie zu den Fähigkeiten langzeitarbeitsloser Menschen, Sozialwissenschaftliches Institut der EKD, Hannover – um nur zwei zu nennen.

⁹ Tobit 4, 16.

¹⁰ Landesbischof Gerhard Ulrich: Gottesdienst zum Abschluss der Partnerschaftskonsultation der Nordkirche am 16. Sonntag nach Trinitatis, Fundstelle: <https://www.nordkirche.de/nordkirche/bischofsrat/landesbischof/predigten/detail/nachricht/kirche-ist-gerufen-die-globalisierung-des-glaubens-zu-leben.html>

»Segnen, darf das jeder?« – Eine Ermutigung

Auch am Arbeitsplatz tauchen religiöse Themen und Fragen auf: Wenn eine Kollegin um einen Angehörigen trauert, ein Mitarbeiter aus der Firma stirbt oder wenn die Kranken- und Pflegeberufe mit Tod und Sterben konfrontiert sind. Doch Religion am Arbeitsplatz ist ein heikles Thema. Auf jeden Fall gehört Mut dazu, sich zu seiner Religion zu bekennen und Kolleginnen, Kunden und Patientinnen mit ihrem Glauben wahrzunehmen. Hier ist die richtige Balance zwischen Sensibilität und Selbstbewusstsein gefragt. Das folgende Praxisbeispiel zur Aussegnung von Verstorbenen im Pflegeheim soll ermutigen und Möglichkeiten für religiöses Handeln am Arbeitsplatz aufzeigen.

Von Pastorin Franziska Wells

Im Umgang mit Tod und Sterben sind in unserer Gesellschaft Traditionsabbrüche wahrzunehmen. In Traueranzeigen ist zu lesen, von Beileidsbekundungen am Grab solle »Abstand genommen« werden, oder die Beisetzung findet gleich im engsten Familienkreis bzw. in aller Stille statt. Auf den Friedhöfen steigt die Nachfrage nach anonymen Grabstellen. Die Toten sollen oder wollen niemandem mehr »zur Last fallen«. Dabei ist Trauern immer auch Arbeit – ein wertschaffender Prozess, der Zeit und Kraft kostet. Rituale und Trauerbräuche helfen den Bleibenden, zu realisieren und zu verarbeiten, dass ein irdisches Leben zu Ende gegangen ist.

Aussegnung – zu einem Seminartag unter diesem Thema fanden sich Mitarbeitende in einem diakonischen Pflegeheim zusammen. Ein mutiger Schritt für die Teilnehmenden, sich in ihrem Arbeitskontext bewusst diesem Thema zu stellen, das auch eigene biografische Erfahrungen und religiöse Einstellungen berührt. Das Seminar lud ein, aussegnendes Handeln in seiner Kraft und Wohltat zu entdecken, und ermutigte dazu, selbst segnend tätig zu werden.

Zunächst beschäftigte sich die Gruppe mit der Situation des letzten Abschiednehmens. Verschiedene Perspektiven

wurden eingenommen: die eines Angehörigen, die eines Pflegenden, die eines Mitbewohners bzw. einer Mitbewohnerin und die des Sterbenden. Was mag ihnen in dieser Situation jeweils wichtig sein? Was kann als angenehm, was als störend empfunden werden? Was darf sein an Worten, an Berührung, und wie viel Zeit ist überhaupt da im System Pflegeheim? Deutlich empfanden die Pflegekräfte ihr Bedürfnis nach diesem Moment des bewussten Abschiednehmens. Tod und Sterben gehören auch hier niemals zur Routine – und gehen selbst den erfahrensten Pflegerinnen und Pflegern immer wieder nahe. Oft wurde ein alter Mensch über viele Jahre hinweg täglich begleitet, gewaschen und versorgt. Bei den familiären Trauerfeiern bleibt das Pflegepersonal aber meist außen vor. Auch für die anderen Bewohnerinnen und Bewohner im Heim ist das so – ein vertrautes Gesicht fehlt nun. Eine gestaltete, ritualisierte Abschiedsform ist hier wichtig für die gemeinschaftliche Stärkung und Vergewisserung angesichts des Todes.

Trost und Hilfe für die Lebenden

Was Christinnen und Christen angesichts des Todes glauben, wurde ausgehend vom Text des Glaubensbekenntnisses ins Gespräch gebracht. Vorstellungen vom Geschafensein, von Jesus Christus als Richtendem und von einer

Die Aussegnung ist eine Andachtsform, eine Zeit der Besinnung, um angesichts des Todes im alltäglichen Tun innezuhalten.

bleibenden Gemeinschaft, von Vergebung und ewigem Leben finden sich hier ausgedrückt. Wie kann das verstanden werden, und was davon kann trösten? Danach wurde

die Aussegnung als christliches Ritual vorgestellt. Sie ist eine Andachtsform, eine Zeit der Besinnung, die dazu hilft, angesichts des Todes im alltäglichen Tun innezuhalten, so wie der Tod selbst unterbricht und abbricht, was vorher selbstverständlich war. Die Bereitung des Raumes wird in den Blick genommen: Das Öffnen des Fensters, das Anzünden einer Kerze – schon diese kleinen Gesten enthalten Sinnstiftendes. Die Aussegnung kann in einem dafür vorbereiteten Raum oder im Zimmer des Verstorbenen stattfinden. Die Begegnung mit dem Toten wird unter gesprochene und gesungene Deutungsworte gestellt: Bibelworte und geistliche Lieder gehören zu dieser wie zu jeder Andachtsform. So ist die Aussegnung Trost und Hilfe für die Lebenden. Aber auch dem Verstorbenen wird ein Dienst getan: Er wird mit Gebet und Segen für die letzte Reise gerüstet.

»Segnen – darf man das?« Hinter dieser Frage einer Teilnehmerin stand wohl weniger die Scheu, den Verstorbenen zu berühren, als die Ehrfurcht vor dem »heiligen Handeln«. Der Zuspruch des Segens wird heute oft nur noch im gottesdienstlichen Kontext erfahren, während Segnungen im häuslichen und familiären Bereich (das Segnen der Kinder für den Schulweg, das Segnen des neuen Brotlaibs, Reisesegen usw.) weniger selbstverständlich geworden sind. Das segnende Handeln, das Zusprechen der guten Gotteskraft gilt es hier wiederzuentdecken und zu stärken.

Zu authentischem Handeln ermutigen

Ermutigung zum Segnen braucht es auch, weil in unserer Kirche Beteiligung zwar erwünscht ist, aber deshalb noch lange nicht üblich. Ein »sich unbestimmt haltendes und distanziert gelebtes Christentum« (so der Mainzer Theologieprofessor Kristian Fechtner¹) ist in der Leitung von Andachten und Aussegnungen gänzlich ungeübt. Sich in religiöser Angelegenheit vor Kolleginnen und Kollegen sowie Angehörigen zu exponieren, kann da auch als unangenehm



Eine Kerze entzünden – schon diese kleine Geste kann Sinn stiften.

empfundener werden. Angesichts dessen muss Ermutigung zum Segnen auch als Ermutigung zu authentischem Handeln verstanden werden. Gestaltungsform und Textauswahl dürfen nicht aufgepfropft wirken – weder in Hinblick auf die Mitarbeitenden noch auf die Verstorbenen. Insgesamt können Rituale wie die Aussegnung natürlich immer nur Angebote sein. Sie lassen sich nicht verordnen, sollten aber auch nicht leichtfertig vorenthalten werden. Da ist es zuerst einmal hilfreich, wenn das Angebot der Aussegnung durch die Leitung bestärkt und dem Raum gegeben wird. Keiner soll sein Bedürfnis, Abschied zu nehmen, verstecken müssen, um professionell zu wirken.

Keiner soll sein Bedürfnis, Abschied zu nehmen, verstecken müssen.

Nach einer längeren Lese- und Ausprobierphase standen als Ergebnis des Seminartages individuelle Liturgien. Aus vielfältigen Textangeboten und Materialbausteinen wurden Abläufe von Aussegnungen sowie von Abschiedsritualen für nichtkirchliche Verstorbene zusammengestellt. Die Teilnehmenden wurden in der eigenen Spiritualität gestärkt und bekamen Mut und Lust zu segnen – nicht nur an den Grenzen des Lebens.

¹ Kristian Fechtner: Diskretes Christentum. Religion und Scham. Gütersloh 2015, S. 174.



Dietrich Bonhoeffer in London auf dem Rückweg von Amerika nach Deutschland, Juli 1939.

»Im Glauben gewagt«

Warum ethische Entscheidungen Mut erfordern. – Ein Blick in die Ethik des Theologen Dietrich Bonhoeffer (1906–1945), der aus dem Glauben heraus zum Befürworter eines Attentats auf Adolf Hitler wurde.

Gastbeitrag von Dr. Hans-Jürgen Abromeit, Bischof im Sprengel Mecklenburg und Pommern mit Sitz in Greifswald

Dietrich Bonhoeffer¹ war ein weltläufiger Mensch. Obwohl er nur 39 Jahre alt geworden ist, hat ihn sein Weg immer wieder auch in die angelsächsische Welt geführt. Das war in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts keineswegs selbstverständlich, sondern eine große Ausnahme. Er konnte Mentalitäten verschiedener Völker und Kulturen vergleichen. Im Unterschied zu den Amerikanern fehlte ihm bei den Deutschen Zivilcourage.² Jede Idealisierung der US-amerikanischen Kultur lag Bonhoeffer fern. Er blickte wertschätzend auf die spezifischen Eigenschaften und Tugenden der Deutschen, die Deutschland zu einer der führenden

Nationen in Europa gemacht hatten. Aber er sah auch die Abgründe, vor die der Missbrauch dieser Eigenschaften die Welt gestellt hatte.

Als persönliches Weihnachtsgeschenk im Jahr 1942 verfasste Dietrich Bonhoeffer für seine drei engsten Weggefährten und Freunde einen Text, den er unter die Überschrift stellte: »Rechenschaft an der Wende zum Jahr 1943. Nach zehn Jahren«.³ In den zehn Jahren nach der Machtergreifung Adolf Hitlers hatte Bonhoeffer in Opposition und Widerstand Erfahrungen und Erkenntnisse gewonnen, die er mit den Freunden teilen wollte. Einer der 17 Abschnitte steht unter der Überschrift: »Civilcourage?«⁴ Bonhoeffer fragt sich, warum es in Deutschland so wenig Zivilcourage gibt. Man mache es sich zu einfach, wenn man die Deutschen schlicht für zu feige hielte. Es habe etwas mit geistesgeschichtlichen Hintergründen zu tun: »Wir Deutschen haben in einer langen Geschichte die Notwendigkeit und die Kraft des Gehorsams lernen müssen.« Indem man alles Persönliche zurückstellte und sich ganz einem gegebenen »Auftrag« hingab, wurden die Deutschen zu Großem fähig. Gehorsam machte die Deutschen kraftvoll. Dieser Gehorsam geschah nicht in »sklavischer Furcht«, sondern in »freiem Vertrauen«. Der Auftrag war eine Berufung, und die kam letztlich von Gott. Um dem Ganzen zu dienen, musste der Eigenwille überwunden werden. Der Einzelne hat nicht den Überblick über das Ganze. Deswegen nimmt er sich zurück und folgt seiner Berufung, seinem »Beruf« – so Bonhoeffers Argumentation.

Hier wird deutlich, dass die Bereitschaft der Deutschen zum Gehorsam, die sie einerseits so erfolgreich, aber andererseits auch so verführbar und missbrauchbar macht, letztlich in einem bestimmten Gottesbild begründet ist. Es ist das Bild eines großen, allmächtigen Gottes, der allein den Überblick hat, die Geschichte leitet und vom Menschen je an seinem Ort Gehorsam und vollen Einsatz erwartet. Es

ist ein Gott, dem auf Seiten des Menschen eine Lebenshaltung schlechthinniger Abhängigkeit entspricht. Mündigkeit und Selbstverantwortung des Menschen passen zu einem solchen Gottesbild nicht. Bonhoeffer selbst aber hat Gott anders kennengelernt. Deswegen weiß er: »Freie Verantwortung ... beruht auf einem Gott, der das freie Glaubenswagnis verantwortlicher Tat fordert und der dem, der darüber zum

Letztlich entscheidet sich am Gottesbild, ob Gehorsam oder Zivilcourage das Leben prägt.

Sünder wird, Vergebung und Trost zuspricht.« Letztlich entscheidet es sich also am Gottesbild, ob Gehorsam oder Zivilcourage das Leben eines Menschen prägt. Die Wahrnehmung freier Verantwortung erfordert Mut. War Dietrich Bonhoeffer mutig?

1. War Bonhoeffer mutig?

Wir wissen über Dietrich Bonhoeffers Leben gut Bescheid. Sein umfangreicher Briefwechsel ist ediert und sein Lebenslauf ist umfassend und unüberholbar dargestellt auf über 1.100 Seiten in Eberhard Bethges grandioser Biografie.⁵ Ob Bonhoeffer mutig war, könnte man wahrscheinlich schon an Erlebnissen aus seiner Schulzeit, an seinem Verhalten im Spiel und an seiner Freude am Autofahren, die er schon als junger Mensch empfand, versuchen herauszulesen. Alles wird allerdings gemessen an Bonhoeffers Bereitschaft, in der Zeit des Nationalsozialismus in den Widerstand zu gehen.⁶

Ja, man muss es schon mutig nennen, dass Bonhoeffer 1935 bereit ist, ein illegales Predigerseminar der Bekennen-

den Kirche zu leiten, das von vornherein den Gesetzen des nationalsozialistischen Staates entgegenstand. Als dieses Ende September 1937 endgültig verboten und aufgelöst wird, setzt Bonhoeffer die Ausbildungstätigkeit trotzdem in sogenannten »Sammelvikariaten« in Köslin und Groß-Schlönwitz fort. Er entscheidet sich, die Bergpredigt und das Gebot Jesu ernst zu nehmen und im Fall des Falles den Wehrdienst verweigern zu wollen. Das war im nationalsozialistischen Staat gewiss mutig. Als sich ihm kurz vor Kriegsausbruch 1939 während einer Amerikareise die Gelegenheit bietet, eine Dozentur in Amerika anzunehmen, kehrt er trotzdem nach Deutschland zurück und notiert in seinem Tagebuch: »Für mich bedeutet es wohl mehr, als ich im Augenblick zu übersehen vermag. Gott allein weiß es.«⁷ Mutig kehrt Bonhoeffer so aus Amerika nach Deutschland zurück. Was nur Gott wusste, war, dass er damit auch die Chance ausgeschlagen hatte, eine Gelehrtenkarriere abseits von allen existenziellen Auseinandersetzungen im Kirchenkampf Deutschlands zu erleben.

Schließlich tritt Bonhoeffer in den Dienst des militärischen Abwehrdienstes der Wehrmacht, um damit den Einsatz im Widerstand zu verschleiern. Auch dazu gehört eine gehörige Portion Mut, Teil des Systems zu werden, um dieses durch Widerstand überwinden zu helfen. Als ihn seine engsten Freunde schließlich fragen – nur mit diesen war es möglich, darüber zu reden –, ob er es denn mit seinem Gewissen vereinbaren könne, ein Attentat auf Adolf Hitler vorzubereiten und Pläne für ein Deutschland nach Hitler zu entwerfen, da antwortet ihnen Bonhoeffer sinngemäß, dass er auch bereit wäre, gegebenenfalls selbst die Pistole in die Hand zu nehmen.

Wie begründet sich der Mut Dietrich Bonhoeffers? Angesichts der Dämonie des Bösen im Dritten Reich ist Bonhoeffer zweifellos mutig. Doch dieser Mut zeigt sich in

¹ Das Zitat in der Überschrift stammt aus: D. Bonhoeffer, Ethik, DBW 6, 220 (alle weiteren Bonhoeffertexte werden im Folgenden nach dieser Ausgabe von Dietrich Bonhoeffers Werken zitiert).

² Vgl. DBW 10, 263. – Bonhoeffer schreibt »Civilcourage«, heute in der Regel als »Zivilcourage«. Darunter versteht man laut Duden (Fremdwörterbuch, 7. Auflage 2001, Mannheim u. a., 1053) »mutiges Verhalten, mit dem jemand seinen Unmut über etwas ohne Rücksicht auf mögliche eigene Nachteile zum Ausdruck bringt.«

³ DBW 8, 19–39.

⁴ DBW 8, 23 f. Alle folgenden Zitate dort.

⁵ Eberhard Bethge, Dietrich Bonhoeffer. Theologe – Christ – Zeitgenosse. München 1967 und öfter.

⁶ Bethge, Dietrich Bonhoeffer, 700 ff.

⁷ Eintragung vom 20. 6. 1939; in: DBW 15, 228.

zwei völlig unterschiedlichen Richtungen. Da ist zunächst der Mut, zu den Selbstverständlichkeiten konservativen Lebens zu stehen.

2. Der Mut, zu den Selbstverständlichkeiten zu stehen

Am 5. April 1943 wird Dietrich Bonhoeffer verhaftet. Da man ihm die Beteiligung am Widerstand nicht beweisen kann – das Attentat fand ja auch erst am 20. Juli 1944 statt –, wird er nach einem halben Jahr Untersuchungshaft wegen »Wehrkraftzersetzung« angeklagt. Das war im nationalsozialistischen Deutschland ein todeswürdiges Verbrechen. Während er weiterhin im Gefängnis auf seinen Prozess wartet, verarbeitet er seine Erfahrungen mangels persönlicher Gesprächspartner literarisch. Es ist wenig bekannt, dass Dietrich Bonhoeffer in der Haft in Tegel im Jahr 1943 neben den Briefen an seine Familie und an seinen Freund Eberhard Bethge sowie anderen Fragmenten, die allesamt in dem Buch »Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft«⁸ veröffentlicht wurden, auch ein Drama und einen Roman begonnen hat, die er aber beide nicht beenden konnte.

In dem Dramenfragment begegnen sich zwei junge Männer, die im Gespräch ihre Kriegserfahrungen aufarbeiten. Die eine Person ist Christoph, der in der Gestaltung des Dramas manche Ähnlichkeiten zu Bonhoeffer selbst aufzuweisen hat. Wie Bonhoeffer kommt auch Christoph aus dem Großbürgertum und auch sein Vater ist ein bekannter Arzt. Er sagt zu seinem Freund Heinrich, der proletarischen Verhältnissen entstammt: »Es muss Selbstverständlichkeiten im Leben geben und man muss den Mut haben, zu ihnen zu

»Man kann nicht jeden Tag das Leben von vorn anfangen, indem man alles wieder infrage zieht.«

stehen. Man kann nicht jeden Tag das Leben von vorn anfangen, indem man alles wieder infrage zieht, was man gestern gelernt und gewonnen hat.« (Es folgt eine in der letzten Fassung gestrichene Passage: »Ehe bleibt Ehe, Freundschaft Freundschaft, Treue Treue, Verrat Verrat.«) »Unsere Selbstverständlichkeiten sind von vielen Generationen erprobt, sie sind 100- und 1000mal am Leben bewährt.« Der eine Lebensbasis suchende und dem Nihilismus zuneigende Heinrich wirft ein: »Die Zeiten ändern sich.«⁹

Es ist also Christoph–Dietrich, der auf die durch das Leben bestätigten Selbstverständlichkeiten verweist, die

eine belastbare Grundlage für das Miteinander abgeben, wie Ehe, Freundschaft und Treue. Natürlich muss er sich darauf hinweisen lassen, dass diese Selbstverständlichkeiten in der Gegenwart infrage gestellt sind. Aber gerade angesichts dieser Infragestellungen bedarf es eines entsprechenden Mutes, zu diesen tausendfach bewährten Selbstverständlichkeiten zu stehen. Sie haben sich als tragfähig und belastbar erwiesen. Es ist auffällig, dass Bonhoeffer gerade diese eher konservative Lebenshaltung als für das Leben förderlich bezeichnet. Es sind freilich auch genau die Haltungen, die ihm selbst aus seiner Familie, aus dem biblischen Zeugnis und in seiner ethischen Reflexion wichtig geworden sind.

Entsprechend nehmen auch in der von ihm entworfenen Ethik die von Gott gestifteten Ordnungen eine entscheidende Rolle ein. Hier unterscheidet sich Bonhoeffer zum Beispiel stark von seinem väterlichen Gesprächspartner Karl Barth, der einem Denken in Ordnungen in reformierter Tradition einen Abschied gegeben hat. Bonhoeffer dagegen nimmt ein von Luther herkommendes Denken in Ordnungen auf, versucht aber – wie er es nennt – eine pseudolutherische Verklärung des jeweils Gegebenen zu überwinden, indem er den Anspruch hat, diese Ordnungen nicht dem Raum der Geschichte oder der Schöpfung zu entnehmen, sondern sie als im Wort Gottes auf den Menschen zukommenden Anspruch zu verstehen. Es ist Gottes Wort selbst, das in vier grundsätzlichen Aufgaben jeden Menschen fordert. Diese Aufgaben nennt Bonhoeffer »Mandat«. Er sagt: »Unter »Mandat« verstehen wir den konkreten in der Christusoffenbarung begründeten und durch die Schrift bezeugten göttlichen Auftrag, die Ermächtigung und Legitimierung zur Ausrichtung eines bestimmten göttlichen Gebotes, die Verleihung göttlicher Autorität an eine irdische Instanz.«¹⁰ Konkret handelt es sich nach Bonhoeffer um die vier Aufträge bzw. Mandate Gottes, die jedem Menschen gelten, nämlich in der Kirche, in Ehe und Familie, in Kultur und Arbeit und in Gesellschaft/Staat zu leben. Diese vier Lebensaufträge sind göttlich und gelten für jeden Menschen.

Bonhoeffer sieht nun in einer Zeit der Auflösung diese Selbstverständlichkeiten so infrage gestellt, dass ausdrücklicher Mut dazugehört, sich zu einem Leben in diesen Selbstverständlichkeiten zu bekennen. Auch im Romanfragment ist es wieder Christoph–Bonhoeffer, der zum Ausdruck bringt, in einer Zeit zu leben, in der er das Gefühl hat, dass ihm »der Boden unter den Füßen weggezogen« werde.¹¹ Es seien Kräfte am Werk, »die jedes Miteinanderleben und –auskommen unmöglich machen«.¹² In dieser Zeit hielten die Menschen Ausschau nach solchen Menschen, die »feste Maßstäbe« haben und den Mut, »nach diesen zu leben und für sie zu kämpfen«.¹³

¹⁰ DBW 6 (Ethik), 392 f.

¹¹ DBW 7, 180.

¹² A. a. O., 181.

¹³ Ebd.

Mit diesem Mut, zu den Selbstverständlichkeiten zu stehen, nimmt Bonhoeffer also eine gewichtige Tradition lutherischer Sozialethik auf und versucht, sie von den Fesseln und Missverständnissen der Vergangenheit zu befreien und für seine Zeit nutzbar zu machen. Er selber findet darin Orientierung angesichts des Nationalsozialismus, der diese guten Ordnungen Gottes zerstört. Er versteht seinen Kampf gegen die NS-Ideologie als Kampf für die gut bewährten Ordnungen Gottes. Bonhoeffer redet aber auch noch in einer ganz anderen Weise von einem notwendigen Mut zum Wagnis.

3. Das Wagnis der konkreten Entscheidung

In einer zentralen Passage der Ethik Bonhoeffers versucht dieser, die »Struktur des verantwortlichen Lebens«¹⁴ aufzudecken, die jeder ethischen Handlung zugrunde liegt. Dabei geht Bonhoeffer von der doppelten Grundstruktur aus, die sich in dialektisch–paradoxe Weise in Luthers Freiheitsschrift von 1520 so ausspricht: »Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan. – Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.«¹⁵ Diese Grundstruktur beschreibt Bonhoeffer als die doppelte Festlegung des Lebens einmal als »Bindung des Lebens an Mensch und Gott« und andermal als »die Freiheit des eigenen Lebens«. Sowohl die Bindung als auch die Freiheit sind Voraussetzung für Verantwortung. Die Bindung des Menschen drückt sich aus in seiner nicht zu hintergehenden Beziehung zu anderen Menschen und zur Wirklichkeit. Seine Freiheit liegt in der Möglichkeit, über sein Leben und Handeln selbst zu bestimmen. Der Freiheitsaspekt spitzt sich zu im »Wagnis der konkreten Entscheidung«.¹⁶ Die konkrete ethische Entscheidung vollzieht sich immer im Zwielficht der Geschichte. Allzu oft ist nicht eindeutig, was das Gebot Gottes fordert. Gebunden an das Wort Gottes und die göttlichen Mandate muss sich der Mensch trotzdem für ein konkretes Handeln entscheiden. Bindung und Freiheit kommen in gleicher Weise zu ihrem Recht.

Bonhoeffer führt hier aus: »Das Handeln des Verantwortlichen geschieht in der allein und gänzlich befreienden Bindung an Gott und den Nächsten, wie sie mir in Jesus Christus begegnet, es geschieht dabei ganz im Bereich der Relativitäten, ganz in dem Zwielficht, das die geschichtliche Situation über Gut und Böse breitet, es geschieht mitten in den unzähligen Perspektiven, in denen jedes Gegebene erscheint. Es hat nicht einfach zwischen Recht und Unrecht, Gutem und Bösen zu entscheiden, sondern zwischen Recht und Recht, Unrecht und Unrecht.«¹⁷

¹⁴ DBW 6, 256.

¹⁵ Zitiert nach: Martin Luther, Schriften des Jahres 1520, hg. v. H. H. Borcherdt und G. Merz, 3. Aufl. 1962, 269.

¹⁶ DBW 6, 256.

Insofern besteht in jeder ethischen Entscheidung ein freies Wagnis. Das Gebot Gottes schreibt nicht eindeutig vor, sondern verlangt die Anwendung auf eine konkrete geschichtliche Situation.¹⁸ In der Prüfung der gegebenen Situation liegt ein Element der Freiheit. Der ethisch Handelnde muss die Verantwortung für seine Freiheit auf sich selber nehmen. Wer dauernd in Skrupelhaftigkeit verharrt und nicht zur Klarheit der Entscheidung kommt, wird ethisch versagen. Häufig genug ist es so, dass die Entscheidung nicht fällt »zwischen dem klar erkannten Guten und dem klar erkannten Bösen, sondern sie wird im Glauben gewagt angesichts der Verhüllung des Guten und des Bösen in der konkreten geschichtlichen Situation.« Das Glaubenswagnis gehört zum verantwortlichen Leben unbedingt hinzu.

Diese Überlegungen Bonhoeffers sind geboren aus seinem Ringen um eine christliche Begründung des Widerstands gegen Adolf Hitler. Man spürt diesen Überlegungen Bonhoeffers ab, wie er es sich nicht leicht macht, sich am Gewalt anwendenden Widerstand zu beteiligen. Gerade für jemanden wie ihn, der angesichts des Krieges aufgrund des Friedensgebotes Jesu zur Wehrdienstverweigerung neigte, war es umso erstaunlicher, dass er angesichts der Zerstörung aller Mandate Gottes durch Adolf Hitler ein Befürworter eines

In außerordentlichen Situationen muss Außerordentliches »im Glauben gewagt« werden.

Attentats wurde. Weil der Christ die Selbstverständlichkeiten schätzt (»Ehe bleibt Ehe, Freundschaft Freundschaft, Treue Treue, Verrat Verrat«), muss in außerordentlichen Situationen Außerordentliches »im Glauben gewagt« werden.

Das Wagnis der konkreten Entscheidung bedarf also des Vertrauens in Gottes gute Führung ebenso wie des Mutes, selbst für die ethische Tat Verantwortung zu übernehmen. So erweisen sich der persönliche Mut und der persönliche Glaube als notwendige Elemente ethischer Entscheidung nach Dietrich Bonhoeffer. Der Gott Dietrich Bonhoeffers ist ein Gott, der nicht entweder Gehorsam oder das Wagnis der freien Entscheidung fordert, sondern ein Gott, der je nach der konkreten Situation einmal das Eine, einmal das Andere fordern kann. Und es gehören Mut und Glaube dazu, die eine Situation von der anderen unterscheiden zu können.

¹⁷ A. a. O., 284.

¹⁸ DBW 6, 220.

⁸ DBW 8, 1998.

⁹ DBW 7, 68.

Das KDA-Team



GUDRUN NOLTE-WACKER M. A.

*Sozialpsychologin und Soziologin,
Leiterin des KDA der Nordkirche*

Dorothee-Sölle-Haus, Königstr. 54, 22767 Hamburg
Fon 040 / 30 620-1351, Fax 040 / 30 620-1359
gudrun.nolte-wacker@kda.nordkirche.de



DORIS PETERSEN

Sekretariat Hamburg

Dorothee-Sölle-Haus, Königstr. 54, 22767 Hamburg
Fon 040 / 30 620-1350, Fax 040 / 30 620-1359
doris.petersen@kda.nordkirche.de



DR. STEFAN ATZE

Theologe und wirtschaftsethischer Referent

Evangelisches Zentrum, Gartenstr. 20, 24103 Kiel
Fon 0431 / 55 779-420, Fax 0431 / 55 779-499
stefan.atze@kda.nordkirche.de



JOCHEN PAPKE

Diakon, Regionsleiter Westküste

Markt 28, 25746 Heide
Fon 0481 / 68 91-75, Fax 0481 / 616-78
jochen.papke@kda.nordkirche.de



KERSTIN ALBERS-JORAM M. A.

*Referentin für betriebsbezogene Arbeit
und Handwerk*

Dorothee-Sölle-Haus, Königstr. 54, 22767 Hamburg
Fon 040 / 30 620-1352, Fax 040 / 30 620-1359
kerstin.albers-joram@kda.nordkirche.de



PD DR. RALF PTAK

*Wirtschaftswissenschaftlicher Referent, Privatdozent
für ökonomische Bildung an der Universität Köln*

Dorothee-Sölle-Haus, Königstr. 54, 22767 Hamburg
Fon 040 / 30 620-1356, Fax 040 / 30 620-1359
ralf.ptak@kda.nordkirche.de



ULRICH KETELHODT

*Dipl.-Ing. agr., wissenschaftlicher Referent
für Landwirtschaft und Ernährung*

Evangelisches Zentrum, Gartenstr. 20, 24103 Kiel
Fon 0431 / 55 779-418, Fax 0431 / 55 779-499
ulrich.ketelhodt@kda.nordkirche.de



PASTOR DR. JÜRGEN KEHNSCHERPER

Regionsleiter Mecklenburg-Vorpommern

Am Ziegenmarkt 4, 18055 Rostock
Fon 0381 / 25 224-38
juergen.kehnscherper@kda.nordkirche.de



PASTORIN RENATE FALLBRÜG

Führungskräftearbeit und Unternehmensethik

Dorothee-Sölle-Haus, Königstr. 54, 22767 Hamburg
Fon 040 / 30 620-1361, Fax 040 / 30 620-1359
renate.fallbrueg@kda.nordkirche.de



HEIKE RIEMANN

Betriebswirtin, Regionsleiterin Hamburg

Haus der Kirche, Hölertwiete 5, 21073 Hamburg
Fon 040 / 51 90 00-942, Fax 0431 / 51 90 00-984
heike.riemann@kda.nordkirche.de



MONIKA NEHT

Dipl. Soziologin, wissenschaftliche Referentin

Evangelisches Zentrum, Gartenstr. 20, 24103 Kiel
Fon 0431 / 55 779-424, Fax 0431 / 55 779-499
monika.neht@kda.nordkirche.de



CHRISTIAN PETERS

Sozialökonom

Am Ziegenmarkt 4, 18055 Rostock
Fon 0381 / 37 56 853
christian.peters@kda.nordkirche.de



FRANK HEIDRICH M. A.

Veranstaltungs- und Bildungsmanagement

Dorothee-Sölle-Haus, Königstr. 54, 22767 Hamburg
Fon 040 / 30 620-1355, Fax 040 / 30 620-1359
frank.heidrich@kda.nordkirche.de



MARTINA SCHMIDT

Sekretariat Lübeck und Projektmanagement

Breite Straße 48 a, 23552 Lübeck
Fon 0451 / 891-574, Fax 0451 / 891-695
martina.schmidt@kda.nordkirche.de



CORNELIA WILLRODT

Sekretariat Kiel

Evangelisches Zentrum, Gartenstr. 20, 24103 Kiel
Fon 0431 / 55 779-400, Fax 0431 / 55 779-499
cornelia.willrodt@kda.nordkirche.de



PASTORIN FRANZISKA WELLS

Evangelisches Pfarramt Tutow
Platz der Einheit 1a, 17129 Tutow
Fon & Fax 039999 / 71 380
franziska.wells@kda.nordkirche.de



ANGELIKA KÄBLER

*Dipl.-Sozialwirtin, Referentin für Arbeit
und Gesundheit*

Dorothee-Sölle-Haus, Königstr. 54, 22767 Hamburg
Fon 040 / 30 620-1357, Fax 040 / 30 620-1359
angelika.kaehler@kda.nordkirche.de



RÜDIGER SCHMIDT

*Gemeindepädagoge, Kultur- und Bildungsmanager,
Regionsleiter Lübeck/Lauenburg und Ostholstein*

Breite Straße 48 a, 23552 Lübeck
Fon 0451 / 891-574, Fax 0451 / 891-695
ruediger.schmidt@kda.nordkirche.de



PASTOR HARALD SCHRADER

*Kommunikationswirt, Regionsleiter
Schleswig-Flensburg*

Mühlenstr. 19, 24937 Flensburg
Fon 0461 / 50 309-35, Fax 0461 / 50 309-55
harald.schrader@kda.nordkirche.de

HERAUSGEBER

Kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt
Hauptbereich 2 für Seelsorge, Beratung und ethischer Diskurs
Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland
Königstraße 54, 22767 Hamburg

www.kda.nordkirche.de

VERANTWORTLICH FÜR DEN INHALT

Gudrun Nolte-Wacker

TEXTREDAKTION

Detlev Brockes
www.detlevbrockes.de

GESTALTUNG UND SATZ

Und Schwarz. Designbüro
www.undschwarz.de

BILDNACHWEIS

Clay Bennett »Trickle down economics«: Seite 6
Angelika Kähler: Seite 23
Angelika Kähler: Seite 25
Nicole Groth/SVZ: Seite 26
Bernitter Dorfladen eG: Seite 29
Altonaer Silber Werkstatt: Seite 32
Doris Antony: Seite 39
Museum der Brotkultur, Ulm: Seite 40
Fotolia: Seite 45
Dietrich Bonhoeffer Portal: Seite 46

DRUCK UND BINDUNG

ndruck, Kiel
Papier: Circle Offset Premium White
Auflage: 2500

Kiel, Mai 2016

20

www.kda.nordkirche.de



Evangelisch-Lutherische
Kirche in Norddeutschland

